

2 FORMATIERUNG DER WISSENSORDNUNG

Senator Pastore hat das Beratungskomitee des Surgeon General im Frühjahr 1969 mit großer Verve auf den Weg gebracht. Als Anfang August desselben Jahres das sich gerade konstituierende Komitee erneut in einem Hearing des Subcommittee on Communications zur Sprache kommt, sind seine Redebeiträge jedoch von Vorbehalten, ja fast von Skepsis geprägt. In Vertretung des Surgeon General Stewart, dessen Amtszeit in diesem Monat zu Ende geht, tritt Rubinstein vor das Subcommittee und stellt sich den unerwarteten Bedenken des Senators. Pastore weist darauf hin, dass im September die Violence Commission ihren Abschlussbericht vorlegen wird. Was zuvor nicht zur Sprache gekommen ist, aber als ungeklärtes Rätsel Pastores Forschungsinitiative begleitet hat, nämlich seine Initiation des Advisory Committee, obwohl die Violence Commission gerade das Thema Mediengewalt behandelt, problematisiert Pastore dies nun selbst, und zwar in aller Deutlichkeit:

»I hope that we don't get into duplication. Whatever is new, or hasn't been yet discovered, I hope will be discovered in the public interest. But, by the same token, let's not get into another big bureaucratic agency to do a job that in many instances has already been done.«¹

Als wollte er diese Befürchtung sofort wieder ausräumen, erinnert Pastore nochmals an seine anfängliche Hoffnung, die sich verwirklichen werde, wenn das Advisory Committee auch auf bereits durchgeführte Studien zurückgreift: »So in the final analysis, we will get a very comprehensive study and know exactly where we stand on this very, very important subject, just as we did on cigarette smoking.«² Jedoch klingt diese Zuversicht halbherzig, denn seine Rückfragen zu Rubinsteins Be-

1 Pastore, in: Subcommittee on Communications of the Committee on Commerce, United States Senate: Hearings. Ninety-First Congress, First Session on: S. 2004 to Amend the Communications Act of 1934 to Establish Orderly Procedures for the Consideration of Applications for Renewal of Broadcast Licences With an Interim Report of the Surgeon General's Scientific Advisory Committee on Television and Social Behavior, Department of Health, Education and Welfare. Part 1. August 5, 6, and 7, 1969, Washington: U.S. Government Printing Office 1969, 5.8.1969, S. 3.

2 Ebd.

richt über die bisherigen Aktivitäten des Advisory Committee sind wiederum von Zweifeln geprägt: »[D]o you think we are actually operating in a dark area here, or do you feel there is a feasibility of some answers? [...] Do you think that this is a problem that could be resolved by the lay mind, without some scientific study?«³

Pastore verfolgt sicherlich eine Rhetorik, in der er stellvertretend für die Skeptiker im Senat spricht, um Rubinstein die Gelegenheit zu geben, diese Einwände zu widerlegen. Jedoch ist der Wechsel seiner Argumentation im Vergleich zu seinem Brief an Secretary Finch und zu seinen Reden in den vorangegangenen Hearings auffällig: Weitaus zurückhaltender spricht er nun nicht mehr von definitiver Information, sondern von der »feasibility of some answers«. Im diskursiven Netz um Pastores Brief scheint zu diesem Zeitpunkt bereits der Verdacht auf, der Surgeon General werde den gewünschten Beweis über die Schädlichkeit televisueller Gewaltdarstellungen niemals erbringen.

In gewisser Weise antizipieren Pastores Vorbehalte in der Konstituierungsphase des Advisory Committee das Ergebnis, mit dem das Komitee gut zwei Jahre später mögliche Erwartungen enttäuschen wird. Der Bericht *Television and Growing Up* liefert alles andere als einen juristisch verwertbaren *proof* für Mediengewalt:

»The accumulated evidence, however, does not warrant the conclusion that televised violence has a uniformly adverse effect nor the conclusion that it has an adverse effect on the majority of children. It cannot even be said that the majority of the children in the various studies we have reviewed showed an increase in aggressive behavior in response to the violent fare to which they were exposed. The evidence does indicate that televised violence may lead to increased aggressive behavior in certain subgroups of children, who might constitute a small portion or a substantial proportion of the total population of young television viewers. We cannot estimate the size of the fraction, however, since the available evidence does not come from cross-section samples of the entire American population of children.«⁴

Diese äußerst vorsichtige und vage Formulierung, die nach einer dreifachen Zurückweisung in der Beweislage von Mediengewalt – im Sinne von *evidence* – schließlich möglicherweise in gewissen sozialen Gruppen gefährdete Kinder identifiziert, um diese spärliche Klarheit gleich wieder zu vernebeln – es sei schließlich nichts über die Anzahl dieser Kinder bekannt –, löst einen Sturm der Entrüstung in publizistischen, wissenschaftlichen und politischen Debatten aus. Es ist kaum verwunderlich, dass die Anschuldigungen nicht selten so weit gehen, dem hochsubventionierten Advisory Committee vollständiges Scheitern zu bescheinigen.

Den Mediengewalt-Diskurs im Rahmen eines Projekts der moralischen Regulation zu untersuchen, wie es die vorliegende Studie verfolgt,

3 Ebd., S. 6.

4 Surgeon General's Advisory Committee: Report, S. 11f.

heißt im Unterschied hierzu keineswegs, die Ergebnislosigkeit des Advisory Committee mit seinem Scheitern gleichzusetzen. Im Gegenteil ist in dieser Perspektivierung davon auszugehen: Gerade das Ausbleiben von klaren, politisch verwertbaren Ergebnissen stellt den Diskurs auf Dauer, gewährleistet eine fortlaufende Regierung des Mediennutzers, ohne grundsätzliche Rechte der Meinungs- und Pressefreiheit zu gefährden. Das Projekt der moralischen Regulation besteht nicht darin, ein festgefügttes Wissen zur Verfügung zu stellen. Die Ausgangsüberlegung, die das folgende Kapitel durchzieht, lautet: Dies wird bereits in den Forschungspraktiken selbst sichtbar. Eine Wissensordnung des Mediengewalt-Diskurses formatiert sich nicht in endgültigen Beweisen – denn gemessen an diesem Maßstab würde der Diskurs überhaupt kein Wissen zur Verfügung stellen –, sondern im *Prozess* der häufig divergenten Experimente, Erhebungen und Analysen. Die folgende Untersuchung richtet daher ihren Blick auf die *Materialität* der wissenschaftlichen Studien, die im Rahmen des Advisory Committee durchgeführt werden.

Als kulturwissenschaftlich perspektivierte Analyse der sozialwissenschaftlichen Mediengewaltforschung profitiert die vorliegende Studie von einer Entwicklung innerhalb der *science studies* ab Ende der 1970er Jahre, die mit Andrew Pickering als eine Bewegung weg von einer Untersuchung der »products of science«, von einer Konzeption von »science-as-knowledge«, hin zu einer Beobachtung von *Science as Practice and Culture* bezeichnet werden kann.⁵ Pickering versteht den Kulturbegriff in einem weiten, wie er selbst sagt, »deflationären« Sinn.⁶ Das schließt aber nicht aus, dass die – auch in den deutschsprachigen *science studies* gängige – Bezeichnung einer *Wissenschafts-* bzw. *Experimental-kultur*⁷ durchaus entscheidende Unterschiede zwischen empirisch-sozialwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Herangehensweisen an den Gegenstand »Mediengewalt« verdeutlicht: Anstatt eine Progressgeschichte der Mediengewaltforschung zu erzählen, die das Advisory Committee rückblickend als einen wichtigen, aber noch unausgereiften und verbesserungsbedürftigen Schritt in der Entwicklung der Disziplin beschreibt und dabei generell von einer kontinuierlichen Annäherung an

- 5 Andrew Pickering (Hg.): *Science as Practice and Culture*: Chicago, London: University of Chicago Press 1992 (Introduction), S. 3. Zentrale Publikationen dieses *turns* zur Materialität der Forschung sind Bruno Latour/Steven Wolgar: *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts* [1979], Princeton: Princeton University Press 1986; Karin Knorr-Cetina: *The Manufacture of Knowledge. An Essay on the Constructivist and Contextual Nature of Science*, Oxford, New York: Pergamon Press 1981 und Ian Hacking: *Einführung in die Geschichte der Naturwissenschaften [Representing and Intervening 1983]*, Stuttgart: Reclam 1996.
- 6 Vgl. A. Pickering (Hg.): *Science* (Introduction), S. 2f., Anm. 1.
- 7 Hagner spricht etwa von »Kulturen des Messens« oder »Kulturen des Experiments«. Vgl. M. Hagner (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte* (Einleitung), S. 24.

das – notwendigerweise unerreichbare – Ideal des *proof* von Mediengewalt ausgeht, bemüht sich die folgende Analyse darum, den unabgeschlossenen Forschungsprozess, die »dynamics of scientific knowledge«,⁸ in den Blick zu nehmen. Für die kulturwissenschaftliche Beobachtung der Mediengewaltforschung ist dabei insbesondere entscheidend, sich an der Durchlässigkeit des wissenschaftlichen Feldes, an seiner Verflochtenheit mit kulturellen Praktiken außerhalb der Versuchsanordnung, zu orientieren.⁹ In dieser Perspektive interessieren weniger die divergierenden Ergebnisse der einzelnen Studien, die das Advisory Committee schließlich vorweisen kann, und auch nicht das letztlich erzielte Konsensergebnis.

Wenn im Folgenden anhand exemplarischer Analysen die Wissensordnung, die sich in den empirischen Forschungspraktiken herausbildet, als Teil einer moralischen Regulation der Mediennutzung untersucht wird, so lautet die leitende Frage: Inwiefern bereitet diese Wissensordnung Konzepte vor, die, wenn sie in den Prozess der publizistischen Zirkulation eintreten, den Mediennutzer zur Regierung seiner selbst anleiten? Auf welche Weise positionieren das vage Konsensergebnis und die Pluralität der kontroversen Studien den Mediennutzer als moralisiertes Subjekt und sind daher keineswegs Teil einer scheiternden Wissenschaft, sondern vielmehr – in einer Mediengesellschaft – von höchster sozialer Relevanz?

Im Folgenden wird es zunächst darum gehen, wie die Gewalttat in die Praktiken der Forschung gleichsam »hineingerechnet« wird, auf diese Weise ihren Charakter als überraschendes, unerklärtes Ereignis – als soziales Problem – verliert und zur Gewalt wird, die dem einzelnen Probanden in seinem mikrosozialen Umfeld begegnet. In einem nächsten Schritt steht die Frage im Mittelpunkt, welche Konzepte von Medialität die Studien des Advisory Committee entwerfen. Es wird auszuloten sein, wie die Gefährlichkeit des Mediums in der mikrosozialen Struktur der Mediennutzung verteilt wird und auf diese Weise als ständige Herausforderung einer moralisierenden Beobachtung fungiert. Schließlich beobachtet der dritte Abschnitt dieses Kapitels, inwiefern sich in den Praktiken und Apparaturen des Messens, die in den Forschungsberichten beschrieben werden, ein Diskursprogramm widerspiegelt, nach dem der Mediennutzer zu seiner eigenen Überwachung anzuhalten ist. Inwiefern fordern bereits die Praktiken des Messens – so die Frage – zu einem eigenverantwortlichen Umgang mit Medien auf?

8 Sabine Maasen/Matthias Winterhager (Hg.): Science Studies. Probing the Dynamics of Scientific Knowledge, Bielefeld: transcript 2001 (Introduction), S. 10.

9 Vgl. M. Hagner (Hg.): Wissenschaftsgeschichte (Einleitung), S. 23.

Von der Gewalttat zum alltäglichen Normverstoß

Die Unbestimmtheit des Gewaltkonzepts begleitet den Diskurs als beständig mitgeführte Kritik.¹⁰ Auch dem Advisory Committee begegnet der Vorwurf, keinen einheitlichen Begriff entwickelt, sondern es jedem Forschungsteam überlassen zu haben, Gewalt für die jeweilige Studie selbst zu definieren.¹¹ Hierbei handelt es sich aber weniger um ein Versäumnis, als um eine programmatische Entscheidung. In seinem Abschlussbericht beruft sich das Komitee auf die Ergebnisse der Violence Commission, um zu unterstreichen, dass es Gewalt für ein in generellem Sinne undefinierbares, da beobachterabhängiges Konzept hält. Zudem – das ist hier entscheidend – verweist es auf die Abhängigkeit des Gewaltbegriffs von Moral- und Legitimitätsvorstellungen der Gesellschaft bzw. gesellschaftlicher Gruppen:

»The first is that violence has characterized our society throughout its history, and the second is that there is no simple or universal explanation of the causes of violence. In fact, there is not even a clear consensus about what constitutes violence. [...]

The character of an act does not, by itself, define whether the act is violent. The effect, the social context, the moral framework, the degree of legitimization, and the amount and kinds of group endorsement of the act are very relevant to the definition of violence in the real world.«¹²

Trotz der Definitionsoffenheit operationalisieren die meisten Wissenschaftler in ihren Untersuchungen jedoch – sowohl medial dargestellte als auch soziale – Gewalt relativ einheitlich im strikten Sinne einer Schädigung durch physische Handlungen – nicht zuletzt, um Komplexität zu reduzieren und eine empirisch relativ leicht messbare Variable zugrunde legen zu können. Joseph R. Dominick und Bradley S. Greenberg versuchen beispielsweise in einer Feldstudie herauszufinden, inwiefern sich bei Kindern nach der Rezeption medialer Gewaltdarstellungen beobachten lässt, dass sich ihre Einstellung zu Gewalt verändert. Fast beiläufig weisen sie darauf hin, eine gängige Definition des Begriffs zugrunde gelegt zu haben: »Violence was defined as behavior which would produce physical pain in another.«¹³

10 Vgl. etwa M. Kunczik: Gewalt im Fernsehen, S. 17f., oder K. Merten: Gewalt, S. 9.

11 Vgl. zur Nichtfestlegung des Gewaltbegriffs: Surgeon General's Advisory Committee: Report, S. 52-54, und zur Kritik an dieser Vorgehensweise D. Cater/S. Strickland: TV Violence, S. 52.

12 Surgeon General's Advisory Committee: Report, S. 46.

13 Joseph R. Dominick/Bradley S. Greenberg: »Attitudes Toward Violence: The Interaction of Television Exposure, Family Attitudes, and Social Class«, in: Comstock/Rubinstein (Hg.), Television and Adolescent Aggres-

Das Experimentalsystem um Violence Commission und Advisory Committee, oder: das diskursive Netz um die Petition des Senators Pastore, wird – gemäß seiner politischen Initiatoren – mit einer Bezugnahme auf gesellschaftliche Gewalt etabliert. Einerseits lassen sich die 60er Jahre, die den sozialhistorischen Kontext dieser Bezugnahme bilden, insgesamt als eine Zeit beschreiben, in der radikale Protesthandlungen und gewaltsame Rebellionen eine »distinctive cultural mood«¹⁴ bzw. einen *Spirit of the Sixties*¹⁵ ausmachen:

»Huge numbers of Americans – especially among the young who had to fight the war – rebelled not only against American policy in Vietnam but against existing cultural patterns and the nation's social and economic system as well. At

siveness (1972), S. 314-335, hier S. 320. George Gerbner, der eine inhaltsanalytische Untersuchung unternimmt, grenzt den Begriff der medialen Gewaltdarstellung folgendermaßen ein: »For this study violence was defined in its strictest physical sense as an arbiter of power. Analysts were instructed to record as violent only ›the overt expression of physical force against others or self, or the compelling of action against one's will on pain of being hurt or killed.‹ The expression of injurious or lethal force had to be credible and real in the symbolic terms of the drama. [...] The agent of violence could be any sort of creature, and the act could appear to be accidental as well as intentional.« George Gerbner: »Violence in Television Drama: Trends and Symbolic Functions«, in: Comstock/Rubinstein (Hg.), *Media Content and Control* (1972), S. 28-187, hier S. 31. Ähnlich definieren David G. Clark und William B. Blankenburg Gewalt in ihrer inhaltsanalytischen Untersuchung: »A fairly typical definition of violence was applied in all cases: physical acts or the threat of physical acts by humans designed to inflict physical injury to persons or damage property.« David G. Clark/William B. Blankenburg: »Trends in Violent Content in Selected Mass Media«, in: Comstock/Rubinstein (Hg.), *Media Content and Control* (1972), S. 188-243, hier S. 189. Die drei genannten Gewaltdefinitionen weisen neben dem gemeinsamen Bezug auf körperliche Gewalt wiederum entscheidende Unterschiede auf – sieht man einmal davon ab, dass sich Gerbner und Clark/Blankenburg auf medial dargestellte Gewalt beziehen und Dominick/Greenberg auf soziale Gewalt: Während Gerbner Gewalt unabhängig von Intentionalität bestimmt, spielt diese bei Clark/Blankenburg eine wichtige Rolle. Clark/Blankenburg wiederum verhandeln Gewalt unabhängig von der Zufügung von Schmerzen, während dies bei Dominick/Greenberg zentral ist. Vgl. die ausführliche Diskussion dieser Unterschiede in Gewaltdefinitionen bei M. Kunczik: *Gewalt im Fernsehen*, S. 33-97.

- 14 Julie Stephens: *Anti-Disciplinary Protest. Sixties Radicalism and Postmodernism*, Cambridge: Cambridge University Press 1998, S. 10.
- 15 Vgl. James J. Farrell: *The Spirit of the Sixties. Making Postwar Radicalism*, New York, London: Routledge 1997.

the same time, black citizens, frustrated by over a century of unfulfilled promises of equality, drastically intensified their own revolution. [...] By rioting and burning cities they made violence as much a characteristic of the decade at home as it was in Vietnam.«¹⁶

Andererseits besteht die Tendenz, auch in Konzeptionen von sozialer Gewalt – gerade wenn sie zum Gegenstand der Ursachenforschung wird – diese an spektakulären Einzeltaten festzumachen, die als eindruckliche Exemplifikationen dienen. Solche Ereignisse ermöglichen es dann einerseits, plausibel zu machen, warum Kommissionen unbedingt notwendig sind, die den *Ursachen* für Gewalt nachgehen. Andererseits kann die zu Ereignissen kondensierte gesellschaftliche Gewalt wiederum zum Ausgangspunkt von Untersuchungen werden, die den *Wirkungen* solcher spektakulärer Gewalttaten auf die Gesellschaft nachgehen.

Ein Ereignis, das zu Beginn der 60er Jahre die amerikanische Öffentlichkeit prägt, ist die Ermordung John F. Kennedys am 22. November 1963. Nur sieben Tage nach der Tat setzt der neue Präsident Johnson die Commission on the Assassination of President Kennedy in Kraft. Ihre Aufgabe ist es, die »Ereigniskette« um die Ermordung Kennedys aufzuklären und die Erschießung des Hauptverdächtigen Lee Harvey Oswald durch den Nachtclubbesitzer Jack Ruby »in full view of a national television audience« zu untersuchen.¹⁷

Mit besonderem Fokus auf eben diese medialen Praktiken beobachten dagegen sozialwissenschaftliche Studien das Ereignis des Attentats nicht als *Wirkung*, sondern als *Ursache*. Solche »Ereignis-Analysen« machen sich die Ausnahmesituation als »Quasi-Experiment«¹⁸ zunutze, um auf diese Weise Einsichten in die Kommunikation der amerikanischen Öffentlichkeit zu gewinnen: Die »Kennedy story« fungiert hier als »stimulus [...] with added overtones of violence and irony, and with full and vivid television coverage«.¹⁹

Fast noch eindringlicher trägt ein weiteres Ereignis zur Konzeption von sozialer und medial vermittelter Gewalt in den 1960er Jahren bei: die Ermordung Martin Luther Kings am 4. April 1968, denn hier verläuft die

- 16 Jim F. Heath: Decade of Disillusionment. The Kennedy-Johnson Years, Bloomington, London: Indiana University Press 1975, S. 12.
- 17 President's Commission on the Assassination of President Kennedy: Report [1964], unter <http://www.archives.gov/research/jfk/warren-commission-report> vom 3.2.2007 (Foreword), S. ix.
- 18 Vgl. Donald T. Campbell/Julian C. Stanley: Experimental and Quasi-Experimental Designs for Research, Boston: Houghton Mifflin 1963.
- 19 Wilbur Schramm: »Communication in Crisis«, in: Bradley S. Greenberg/Edwin B. Parker (Hg.), The Kennedy Assassination and the American Public. Social Communication in Crisis, Stanford: Stanford University Press 1965, S. 1-25, hier S. 5. Vgl. auch Isabell Otto: »Das Ereignis als soziales Experiment«, in: Schneider/Bartz (Hg.), Formationen der Medienutzung (2007), S. 45-52.

Ordnung der Tat explizit entlang der Unterscheidung gewaltlos/gewalt-sam. Im Gegensatz zum radikalen Flügel der afroamerikanischen Bürger-rechtsbewegung – dieser gehörte etwa, als Anführer der Black Muslims, Malcolm X an, der drei Jahre zuvor ebenfalls ermordet wurde, – predigte King den gewaltlosen Kampf gegen die Unterdrückung der schwarzen Bevölkerung. Das in den Verbreitungsmedien breit verhandelte Attentat auf den Baptistenpastor wird in Wirkungsstudien als Ursache für eine Zunahme von Gewalt innerhalb der Bürgerrechtsbewegung untersucht. Studien, die das Ereignis als Experiment nutzen, gehen der Frage nach, ob Kings »philosophy and tactic would suffer a setback in the competi-tion for commitment of urban Negroes«²⁰ oder ob die Gewalttat als Stimulus fungiert, »that led individuals to an emotional disengagement from the realm of normal political behavior«.²¹

Als zwei Monate nach Kings Ermordung auch Senator Robert F. Kennedy einem Attentat zum Opfer fällt, und sich um seinen Tod ähnliche Verschwörungstheorien zu ranken beginnen, wie anlässlich der To-desschüsse auf seinen älteren Bruder, nimmt Präsident Johnson dies zum Anlass, nun nicht mehr die einzelne Gewalttat, sondern die Gewaltstruk-tur der amerikanischen Gesellschaft insgesamt untersuchen zu lassen: Er etabliert die National Commission on the Causes and Prevention of Vio-lence. Die Gewalttaten werden damit zum Ausgangspunkt einer breiteren Analyse, die ausgehend von einem Ereignis allgemeine Fragen zum Zu-sammenhang von medialer Gewaltdarstellung und sozialer Gewalt stellt.²²

Wenn jedoch in der Violence Commission – und noch intensiver im Advisory Committee des Surgeon General – Mediengewalt als eine mög-liche Ursache für soziale Gewalt untersucht wird, lässt sich beobachten, dass eine Trennung zwischen sozialer und medialer Gewaltwelt vollzogen wird. Diese Trennung scheint einer kausalen Verknüpfung beider Welten eher zu widersprechen. Es findet eine Transformation der sozialen Gewalt statt: In den Studien der Mediengewaltforschung ist Gewalt in den sel-tensten Fällen identisch mit den großen Gewaltereignissen der 60er und 70er Jahre. Sie wird vielmehr häufig in einen Normverstoß umgewandelt, der jedem Mediennutzer in seinem unmittelbaren sozialen Umfeld begeg-nen kann.

Wie zu sehen sein wird, bedeutet der Entwurf differenter Gewaltpro-file und die Transformation des sozialen Gewaltereignisses keineswegs,

-
- 20 Philip Meyer: »Aftermath of Martyrdom: Negro Militancy and Martin Lu-ther King«, in: *Public Opinion Quarterly* 33 (1969), S. 160-173, hier S. 160.
 - 21 Richard C. Hofstetter: »Political Disengagement and the Death of Martin Luther King«, in: *Public Opinion Quarterly* 33 (1969), S. 174-179, hier S. 174.
 - 22 Vgl. die Bezugnahme von D. Lange/R. Baker/S. Ball: *Mass Media*, S. viii: »After the tragic assassinations in the spring of 1968, there was much pub-licity in the trade and regular press about how the networks were reducing violence on television.«

dass damit ein kausaler Zusammenhang zwischen medialer und sozialer Gewalt vollständig zurückgewiesen wäre. Stattdessen wird die Kausalverknüpfung von sozialer und medialer Gewalt in das Projekt der moralischen Regulation der Mediennutzung eingebunden.

Die Konzeption getrennter Gewaltwelten treibt maßgeblich George Gerbner von der Annenberg School of Communications voran, der im September 1968 von der Violence Commission beauftragt wird, in weniger als zwei Monaten eine detaillierte Inhaltsanalyse gewalthaltiger fiktionaler Fernsehprogramme zu erstellen und so ein Gewaltprofil des amerikanischen Fernsehprogramms zu entwerfen – dies ist eine der wenigen empirischen Studien, die eigens für die Violence Commission durchgeführt werden.²³ Gerbner setzt damit eine Untersuchung aus dem Vorjahr fort und vergleicht jeweils für eine Woche im Herbst die televisuelle Gewalt im Abend- und Samstagvormittagsprogramm der Jahre 1967 und 68.²⁴ Er erweitert im Auftrag des Advisory Committee seine Untersuchung um die Analyse einer Woche im Jahr 1969 und stellt einen umfassenden Vergleich der drei untersuchten Analyseeinheiten an.²⁵ Die Inhaltsanalyse der Annenberg School formiert damit die deutlichste Kontinuitätslinie zwischen Violence Commission und Advisory Committee. Gerbners Untersuchung des Fernsehprogramms ist damit jedoch nicht abgeschlossen: Von 1972 bis 1989 werden die *Violence Profiles* regelmäßig publiziert.²⁶ Sie verdeutlichen damit signifikant, dass eine moralische Regulation von Mediengewalt mit einer auf Dauer gestellten Forschung einhergeht.

Im Bericht der Violence Commission formuliert Gerbner den Zusammenhang zwischen sozialen Gewaltereignissen und medial dargestellter Gewalt, die er als »symbolische Gewalt« bezeichnet, noch im Rahmen einer offenen Forschungsfrage: »How could a study based on 1967 material reflect the impact upon television programming, if any, of the tragic series of violent events that shook the conscience of the nation

-
- 23 Vgl. [G. Gerbner:] Chapter 15 »The Television World of Violence«, in: D. Lange/R. Baker/S. Ball: *Mass Media*, S. 313; Gerbners Autorschaft zumindest großer Teile dieses Kapitels ist naheliegend, wird aber nicht explizit kenntlich gemacht. Gerbner selbst verweist auf den Bericht der Media Task Force, wenn er von seiner Untersuchung im Rahmen der Violence Commission spricht. Vgl. G. Gerbner: »Violence in Television Drama«, S. 32 u. Anm. 2. Vgl. zum Stellenwert von Gerbners Inhaltsanalysen in der Violence Commission: W. Rowland: *Politics of TV Violence*, S. 119.
 - 24 Vgl. [G. Gerbner:] Chapter 15 »The Television World of Violence«, in: D. Lange/R. Baker/S. Ball: *Mass Media*, S. 311-339.
 - 25 Vgl. G. Gerbner: »Violence in Television Drama«.
 - 26 Vgl. George Gerbner/Nancy Signorielli: *Violence Profile 1967 Through 1988-89: Enduring Patterns*, Philadelphia/PA: The Annenberg School of Communications, University of Pennsylvania 1990.

and the world in 1968?»²⁷ Sein Bericht für das Surgeon General's Advisory Committee weist dagegen die Vorstellung eines Reflexions- oder Spiegelungsverhältnisses zwischen beiden Gewaltwelten strikt zurück und propagiert ihre Verschiedenheit, indem er eine Differenz markiert, die häufig verloren geht: »It is obvious that television violence is communication, not violence.«²⁸ Im Prozess der *Violence Profiles* lässt sich also eine Bewegung beobachten, die von der Gewalt als Ereignis weg und hin zu auf Dauer gestellten Gewaltstrukturen führt. Die Trennung der Gewaltwelten ist hier die Voraussetzung dafür, die mediale Gewaltdarstellung unabhängig von sozialen Ereignissen untersuchen zu können und ihre Struktur in den Blick zu nehmen. In seinem Entwurf von Gewaltwelten, die eben keinen ansteckenden Nachahmungsprozess annehmen, bringt Gerbner soziale Moralvorstellungen ins Spiel:

»The fictional world reflects, not life, but purpose. Its time, space, and motion – even its accidents – follow, not laws of physics, but the logic of dramatic action. Its society is not a mirror but a projection of dramatic and social intent. [...]

In a fictional world governed by the economics of the assembly line and the production values of optimal appeal at least cost, action follows conventional ground rules of social morality.«²⁹

Welche Voraussetzung hat Gerbners Rede von einer sozialen Moral in seinen Forschungspraktiken? Zugrunde liegt ihr zunächst die akribische Auswertung von 182,35 Stunden auf Videoband aufgezeichneter Fernsehprogramme, in der jeweils mehrere Forscher aus Gerbners Team – um subjektive Einschätzungen gering zu halten – kleine Programmeinheiten in einem engmaschigen Analyseraster auf ihre Gewalthaltigkeit hin untersuchen. Wichtige Analysekatoren sind dabei die Orte, an denen Gewalt ausgeübt wird, und die Charaktere, die Gewalttaten begehen oder erleiden.³⁰

Um die Ergebnisse dieser Untersuchung darzustellen berechnet Gerbner nicht nur für jedes untersuchte Jahr einen so genannten *violence index*, der sich aus der Addition von Messungen unterschiedlicher Gewaltdarstellungen ergibt und die drei großen Fernsehsender miteinander vergleichbar machen soll.³¹ Infolge seiner Ablehnung des Spiegelungs-

27 [G. Gerbner:] Chapter 15 »The Television World of Violence«, in: D. Lange/R. Baker/S. Ball 1969: Mass Media, S. 313.

28 G. Gerbner: »Violence in Television Drama«, S. 28.

29 Ebd., S. 43.

30 Vgl. ebd., insbesondere S. 32. Die tabellarische Darstellung der Inhaltsanalyse ist dem Bericht in einem 121-seitigen Appendix-Teil beigelegt.

31 Der *violence index* ergibt sich aus der Summe von *program score* und *character score*. Der *program score* addiert sich aus der Prozentzahl der Fernsehprogramme, die Gewalt enthalten, aus der Anzahl der Gewaltepisoden pro Analyseinheit (*play*) und der Anzahl der Gewaltepisoden pro Stunde,

konzepts unternimmt er darüber hinaus eine demografische Analyse der fiktionalen Population und formuliert Aussagen über die Häufigkeit, mit der einzelne Bevölkerungsgruppen in der Fernsehwelt der Gewalt im Laufe der Zeit zu Opfern oder Tätern werden. Gerbners Studie findet gesellschaftliche Machtstrukturen im Fernsehprogramm wieder: »[N]on-whites suffered more and killed less than whites. But when nonwhites killed they died for it, while the white group was more than twice as likely to get away with murder – or to kill in a ›good cause‹ to begin with.«³²

Vor dem Hintergrund seiner Inhaltsanalysen entwirft Gerbner eine nicht-mimetische Mediengewalt-Konzeption, in der er die ›symbolische Gewalt‹ nicht als Spiegel von, aber dennoch in Relation zu sozialer Gewalt beschreibt und ihr wichtige gesellschaftliche Funktionen zuweist. Er versteht die Fernsehwelt, die mit ihren Akteuren und Opfern der Gewalt häufig exotische und geografisch weit entfernte Orte bevölkert, als ein ›moralisches Drama‹, das nach dem Muster traditioneller Rituale, wie Mythen oder Märchen, eine implizite Kultivierung (*acculturation*) vornimmt:

»The implicit lessons of acts of violence, the lessons of the different risks of violence for different kinds of people assuming different power roles in the vicarious world of mass entertainment, probably emerge most clearly and sharply when relatively stylized and uncontaminated by familiar and potentially conflicting clues.«³³

Die Beziehung zwischen den beiden Gewaltwelten, wie Gerbner sie konzipiert, lässt sich als Normierung in negativem Sinne beschreiben: Die symbolische Gewalt des Fernsehens lehrt seine Zuschauer die Machtbeziehung der sozialen Welt: »Television relates to social behavior as it defines the world beyond one's ken, and cultivates symbolic structures in which violence may – or may not – play an instrumental role.«³⁴ Noch deutlicher als im späteren Auftrag des Advisory Committee formuliert

wobei die letzten beiden Zahlen verdoppelt werden, um ihrer Bedeutung Rechnung zu tragen. Der *character score* wiederum errechnet sich aus der Addition von der Prozentzahl aller handlungstragenden Charaktere, die Gewalt ausüben oder erleiden und – um dieser Art der Gewaltausübung besonderes Gewicht zu geben – der Prozentzahl aller Charaktere, die entweder als Opfer oder Täter in einen Tötungsakt involviert sind. Vgl. ebd., S. 34f. Der *violence index* ist also ein reines Analyseinstrument, das nur im Vergleich der Fernsehsender Sinn gewinnt.

32 Ebd., S. 60.

33 Ebd., S. 42. Gerbner hat mit dieser, hier nur angedeuteten Kultivierungsthese breite Beachtung gefunden. Vgl. die Diskussion von M. Kunczik/A. Zippel: Gewalt und Medien, S. 119-141.

34 G. Gerbner: »Violence in Television Drama«, S. 64.

Gerbner diese negative Normierung – in der wieder die Figur der falschen medialen Erziehung aufscheint – schon in seinem Bericht für die Violence Commission. Hier extrahiert er aus den Botschaften der Gewaltprogramme die auf diese Weise propagierten Normen:

- »Message: Non-whites kill less often than do whites, but are killed more often.
- Message: Violent young males are more likely to kill than are violent middle-aged males, but less likely to be killed.
- Norm: The violent people, including killers, who should be the most concerned about getting killed are middle-aged men and non-whites. [...]
- Message: When there are witnesses to violence, the most typical reaction is non-reaction or passivity.
- Norm: If you are a witness to a violent episode, do not get directly involved by intervening, and do not publicly disapprove; just watch quietly.«³⁵

Was sich daraus ergibt, ist ein moralisch geprägtes Mediengewalt-Verständnis: Symbolische Gewalt wird durch die normativen Botschaften, die sie vermittelt, zur Gewalt, die bestimmten Zuschauergruppen zugefügt wird. Es zeigt sich hierbei, dass Gerbners Zurückweisung des Spiegelungsverhältnisses zwischen televisueller und sozialer Gewalt den Medien keineswegs Unschuld an violentem Verhalten in der Gesellschaft bescheinigt. Im Gegenteil: Die Trennung der Gewaltwelten lässt das Medium umso einflussreicher und gefährlicher werden.

Gerbner unterscheidet zwischen sichtbarer und unsichtbarer Gewalt, wobei er die Differenz analog zu seiner Unterscheidung von symbolischer und »realer« Gewalt verhandelt. Während Gewalt in der Gesellschaft subtil und langsam verlaufe, machten offensichtliche physische Aktionen in der symbolisch-medialen Welt auf dramatische Weise sichtbar, was in der »realen Welt« verborgen bleibt, nämlich die gesellschaftlichen Machtstrukturen, die beiden Gewaltwelten zugrunde liegen.³⁶

Da die symbolische Gewaltwelt ihre Wurzeln in den institutionellen Strukturen der Gesellschaft hat, so Gerbner, kann sie nicht ohne weiteres verändert werden. Jedes politische Bestreben, mediale Gewaltdarstellungen zu reglementieren, sei deshalb problematisch – »even the best-intentioned program controls introduced into the same basic structures have unanticipated consequences.«³⁷ Grundsätzlich könne nur institutionelle Erneuerung und gesellschaftlicher Wandel zu einer Änderung führen. Am Ende seines Forschungsberichts gibt Gerbner aber einen produktiven Ausblick für eingeschränkte, aber schnellere Lösungen. An erster

35 [G. Gerbner:] Chapter 15 »The Television World of Violence«, in: D. Lange/R. Baker/S. Ball: Mass Media, S. 335.

36 Vgl. G. Gerbner: »Violence in Television Drama«, S. 44.

37 Ebd., S. 63.

Stelle steht der Vorschlag, die *Violence Profiles* als langfristige Trendstudien fortzusetzen. Implikation dieser Empfehlung ist die Vorstellung, es könne der negativen Normierung des Mediennutzers durch die televisuelle Gewaltwelt ein ausgleichendes Gegengewicht, eine positive Normierung, entgegengesetzt werden. Dieses Gegengewicht sollen die Beobachtungen und Warnungen einer auf Dauer gestellten Forschung bieten.

Trotz der sozialkritischen Anklänge, die Gerbners Berichte kennzeichnen, zielt das Forschungsunternehmen des Advisory Committee insgesamt nicht darauf, einen gesellschaftlichen Wandel einzufordern, weil die Lösung des Mediengewalt-Problems nur auf diese Weise zu erreichen sei. Ein großer Teil der Studien entwirft vielmehr ein positives Verständnis von Sozialität, das die bestehenden institutionellen Strukturen nicht infrage stellt. Ein eng daran geknüpft Konzept von Gewalt, das im Experimentalsystem ebenfalls dominant ist, beschreibt diese als Gegenbegriff zu einem emphatischen Verständnis von Gesellschaftlichkeit. Dass diese positive Beschreibung für das Gesamtprojekt und für die Beratung des Surgeon General prägend ist und aufgrund der diskursiven Verortung des Projekts im regierungspolitischen Kontext kaum anders denkbar wäre, macht schon der gemeinsame Titel der fünf Berichtsbände deutlich: Er lautet nicht etwa *Television and Violence*, sondern *Television and Social Behavior*.

Ein Verständnis von Gewalt, nach dem diese als ›das andere‹ bzw. als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung entgegensteht und jeder Gewaltausbruch als ein Zurückfallen in vorzivilisatorische Zustände verstanden werden muss, ist ein gängiger und auch vielfach kritizierter Topos der Gewaltforschung. Gewalt so zu behandeln, als ob sie in frühere Welten gehört und sich in die Gegenwart lediglich verirrt hat – so der Gewaltforscher Bernd Hüppauf – konstruiert das Eigene, indem Gewalt zu einem Teil des anderen gemacht und in einem außerhalb der eigenen Gesellschaft gelegenen Raum verortet wird. »Gewalt wird zum Eindringling aus diesem äußeren Raum und ist in der eigenen Welt anwesend durch Irrtum, als Ausnahme, als bedauerlicher Rest, als Fremdkörper in einer sonst zivilisierten Ordnung.«³⁸ Jedoch ist die Vermutung, die Mediengewaltforschung hänge in diesem Sinne dem »Mythos« einer gewaltlosen Gesellschaft an, indem sie »Gewalt [...] als etwas der Gesellschaft Fremdes konstituiert, als das Atypische, das die ›eigentlich‹ friedfertigen Verhältnisse stört«, ³⁹ zumindest für das Experimentalsystem um Violence Commission und Advisory Committee nicht zutreffend. Stattdessen folgen auch die Studien, die aggressives oder gewalttätiges Verhalten ›prosozialen‹ Handlungen gegenüberstellen, der Programmatik, die in den Berichten Gerbners aufscheint: der Umstellung von der Ge-

38 Bernd Hüppauf: »Krieg, Gewalt und Moderne«, in: Frauke Meyer-Gosau/Wolfgang Emmerich (Hg), *Gewalt. Faszination und Furcht. Jahrbuch für Literatur und Politik in Deutschland* 1 (1994), S. 12-40, hier S. 34.

39 Jutta Röser: *Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 38.

walt als Ereignis zur Gewalt als möglicherweise unsichtbarer Struktur, die sich auch in der ›Fernschwelt‹, unabhängig von sozialen Gewaltausbrüchen, finden lässt. Gewalt ist dann genau keine ›Ausnahme‹ oder ›Störung‹, und sie erscheint auch nicht plötzlich. Sie ist vielmehr allgegenwärtig und dauernd am Werk.

Die Vorstellung einer dauerhaften, nicht-ereignishaften Strukturierung formuliert sich in den Studien des hier beobachteten Experimentalsystems im Zusammenhang mit Konzepten von Mikrosozialität aus. Gewalt erscheint dann nicht als das Ereignis, das in die Gesellschaft als Ganze eindringt und ihr atypisch ist. Sie wird vielmehr zu den Verhaltensweisen oder Handlungen transformiert, die dem einzelnen Medienutzer als konkrete Erfahrung begegnen. Die alltägliche, für jedes Individuum erfahrbare Gewalt lässt sich gewissermaßen als ein Resultat einer Divisionsrechnung verstehen, bei der das störend in die Gesellschaft eindringende Ereignis in viele Kleinstereignisse zergliedert wird. Gewalttätigkeit als Gegenkonzept zu gesellschaftlich erwünschten Handlungen ist Teil des mikrosozialen Kontexts: Sie kommt dort als alltäglicher Verstoß gegen soziale Normvorstellungen vor. Auch hier formatiert die Mediengewaltforschung ihre Wissensordnung passgenau für die Nachfrage einer öffentlichen Debatte, die temporär begrenzt ist, sich aber nach ähnlichem Muster stets wiederholt. Stellt sich in dieser Debatte die Frage nach den Ursachen für ein unfassbares Ereignis, kann die Forschung zwar nicht das konkrete Geschehen aufklären, aber sie ist in der Lage, auf eine Feinstverteilung von Gewalt in ihren Forschungspraktiken zu rekurrieren.

Im Bericht, den die Media Task Force für die Violence Commission verfasst, folgt Gerbners Kapitel über die televisuelle Welt der Gewalt ein Abschnitt mit dem Titel »The Actual World of Violence«, in dem es nicht etwa um die großen Gewaltereignisse der 60er Jahre geht, sondern um »violence as experienced by Americans«. Ausgangsüberlegung der Media Task Force ist, dass die Wirkung medialer Gewaltdarstellung auf das Verhalten des Publikums nicht nur durch die Beschaffenheit der televisuellen Gewaltwelt, sondern auch durch Normen geprägt sei, die sich aus direkten, alltäglichen Gewalterfahrungen ergeben.⁴⁰

Um diesen Zusammenhang zu klären, beauftragt die Violence Commission das New Yorker Meinungsforschungsinstitut Louis Harris and Associates mit der Durchführung einer repräsentativen Erhebung.⁴¹ Die Interviews sollen erstens Aufschluss darüber geben, welche Normen die Befragten bei ihrer Einschätzung von Gewalt zugrunde legen, zweitens, in welchem Ausmaß und in welcher Form sie bereits Gewalt erfahren haben, und drittens, welche Gewohnheiten und Präferenzen der Mediennutzung für sie kennzeichnend sind.⁴²

40 Vgl. D. Lange/R. Baker/S. Ball: Mass Media, S. 341-362, Zitat: S. 341.

41 Vgl. Appendix III.I: »Sampling Procedures Used in the Harris Poll«, ebd., S. 503.

42 Vgl. ebd., S. 342.

Normen, so die Ausgangsüberlegung der Media Task Force, installieren Verhaltensstandards und definieren den Grenzbereich zwischen akzeptablem und inakzeptablem Verhalten. Positive Gewaltnormen setzt die Task Force in ihrer Auswertung der Harris-Befragung mit der Befürwortung von Gewalt als legitimem Mittel gleich. Die Befragung soll kenntlich machen, in welchen Situationen welche Anteile der amerikanischen Bevölkerung Gewalt als einen positiven Wert schätzen. Die Task Force der Violence Commission folgt damit unausgesprochen einem Forschungsdesiderat, auf das Walter M. Gerson kurz zuvor hingewiesen hat, nämlich »Violence as an American Value Theme« zu analysieren. Da Gewalt fest im kulturellen Wertesystem der amerikanischen Gesellschaft verankert sei, könne sie als Teil der »American everyday scene« gelten.⁴³ Die Media Task Force versucht, diese Verankerung von Gewalt in der Erfahrung der Interviewten etwa durch folgende Fragen auszuloten: »Are there any situations that you can imagine in which you would approve of a husband shooting his wife?« Oder: »Are there any situations you can imagine in which you would approve of a policeman striking an adult male citizen?«⁴⁴

Die Befragung nach der konkreten Erfahrung von Gewalt hat zum Ergebnis, dass die Mehrheit der Amerikaner in ihrem Alltag nicht mit schweren Formen von Gewalt konfrontiert ist. Die Interviews machen aber eine Bevölkerungsgruppe ausfindig, deren Mitglieder durchaus an Messerstechereien oder Schießereien beteiligt gewesen sind, sei es als Täter, Opfer oder Beobachter. Die Media Task Force nennt sie die »violents«⁴⁵ und stellt in ihrem Fall eine Koinzidenz von Gewaltnormen und -erfahrungen fest: »There is a striking similarity between the demographic characteristics of ›violents‹ and high approvers of violence in the adult population.«⁴⁶

In einem nächsten Schritt stellt der Bericht für die Violence Commission einen Vergleich zwischen den »Two Worlds of Violence: Television and Reality« an. Dies geschieht über die Fernsehgewohnheiten der Befragten und ihre Beurteilung von medialer Gewaltdarstellung. Gerbners Normen der televisuellen Gewaltwelt zugrunde legend, konstatiert der Bericht eine Differenz zwischen medialen und sozialen Normen. Doch auch hier bildet die Gruppe der »violents« eine Ausnahme: »There is also a considerable overlap between the adult and teenage demographic groups of ›violents‹ and the demographic groups of adults and teenagers who approve of the kind of violence portrayed on television and have a high media violence preference.«⁴⁷ Ohne einen strikten kausalen Zusammenhang zu behaupten, der erst in experimentellen Untersuchungen

43 Walter M. Gerson: »Violence as an American Value Theme«, in: Larsen (Hg.), *Violence and the Mass Media* (1968), S. 151-162, hier S. 156.

44 D. Lange/R. Baker/S. Ball: *Mass Media*, S. 511 u. S. 512.

45 Ebd., S. 357.

46 Ebd., S. 358.

47 Ebd., S. 367.

überprüft werden müsse, weist der Bericht von Lange, Baker und Ball auf einen Prozess der negativen Sozialisation hin: »If television teaches, as the evidence indicates that it can, it teaches norms and attitudes which promote violence. If it can socialize, it socializes audiences, especially children, into norms, attitudes, and values which promote violent behavior and toleration of violence.«⁴⁸

Die Forschungspraktiken der Surgeon General-Studien setzen diese Bestandsaufnahme in ein Projekt der moralischen Regulation um: Gewalt wird nicht etwa wertfrei verhandelt und ihre Legitimität wird nicht den Einschätzungen der befragten Individuen überlassen. Apriorisch legen die Forschungen für Violence Commission und Advisory Committee fest, dass gewalttätiges Verhalten in Opposition zu Sozialität steht. In den Forschungspraktiken wird deutlich, dass diese Normierung durch die Gewaltwelt des Fernsehens nicht einfach als sozial inakzeptabel konstatiert wird. Vielmehr finden sich in den Verfahren des Messens positive Gegenentwürfe, die sich als Anleitungen zu richtigem Verhalten, und das heißt: zur adäquaten Medienrezeption, lesen lassen. Dem unsozialen Verhalten der medieninduzierten Aggression oder Gewalttätigkeit stellen viele Untersuchungen Formen von »prosozialem« Verhalten gegenüber.

Vielleicht am signifikantesten führen Robert M. Liebert und Robert A. Baron diese Dichotomie in ihrem Experiment mit Kindern ein, und zwar über einen einfachen Knopfdruck, dem eine Wahl zwischen zwei Alternativen vorausgeht: zwischen einem roten Knopf, neben dem das Wort »HURT« steht, und einem grünen, den das Wort »HELP« kennzeichnet. Der Versuchsablauf sieht vor, dass die Kinder entweder eine gewalthaltige Fernsehserie oder eine Sportsendung zu sehen bekommen und anschließend einem anderen Kind beim Spielen helfen oder es verletzen können. Die Apparatur, an der die beiden Knöpfe angebracht sind, so befehlen die Experimentatoren ihre kindlichen Versuchspersonen, sei mit einem Griff im Nachbarraum verkabelt, den ein anderes Kind drehen müsse, um ein Spiel zu gewinnen. Ein weißes Licht signalisiere, dass im anderen Raum gerade der Griff gedreht wird. Wenn die Versuchsperson den HELP-Button drückt – so wird ihm weisgemacht – dann lässt sich der Griff leichter drehen, das andere Kind bekommt Hilfe. Drückt sie aber den HURT-Button, habe dies zur Folge, dass der Griff heiß wird und das andere Kind verletzt.⁴⁹ Unabhängig von der Eigentümlichkeit dieses formalisierten Settings und seinem Ergebnis, dass die aggressionssteigernde Wirkung der televisuellen Gewalt zu stützen meint, führt die Versuchsanordnung in kondensierter Form vor Augen, wie die Moralisierung durch die Unterscheidung prosozial/gewalttätig codiert ist.

48 Ebd., S. 369.

49 Robert M. Liebert/Robert A. Baron: »Short-Term Effects of Televised Aggression on Children's Aggressive Behavior«, in: Murray/Rubinstein/Comstock (Hg.), *Television and Social Learning* (1972), S. 181-201, hier S. 185f.

Deutlich ausformuliert findet sich diese Codierung in einem anderen Experiment, in dem zusätzlich ein weiterer Aspekt offensichtlich wird: das Bestreben, diese Moralisierung auf Dauer zu stellen. Aletha Huston Stein und Lynette Kohn Friedrich von der Pennsylvania State University gehören zu den bis dahin weniger bekannten Forschern, die das Advisory Committee mit einer Untersuchung beauftragt; dennoch findet ihr ausgefeiltes Forschungsdesign große Anerkennung.⁵⁰ Stein und Friedrich arrangieren ein natürliches Experiment, um auf der Grundlage von Banduras Theorie des Beobachtungslernens, aber in kritischer Auseinandersetzung mit seinen Laboruntersuchungen, Aufschluss über »the everyday effects of television violence«⁵¹ zu erhalten. Über einen Zeitraum von neun Wochen hinweg beobachten die beiden Forscherinnen eine Gruppe von 97 Vorschulkindern, die eigens für das Experiment zu einem *summer nursery school program* rekrutiert werden, wobei sie darauf achten, Kinder aus unterschiedlichen sozialen Schichten zu versammeln.⁵² In den ersten drei Wochen des Experiments werden die Kinder ausschließlich beim Spielen beobachtet, um ihr Vertrauen zu gewinnen und um ihre Verhaltensweisen kennenzulernen. Zwischen dieser und einer zweiwöchigen Abschlussphase, in der die Kinder wiederum beobachtet und u.a. die Mütter nach den täglichen Fernsehgewohnheiten ihrer Kinder befragt werden, liegt eine vierwöchige Phase, in der die Kinder in drei Gruppen unterteilt werden, um unterschiedliche Fernsehprogramme anzusehen. Die Untersuchung unterscheidet dabei nicht zwischen einer Experiment- und einer Kontrollgruppe, sondern zwischen drei experimentellen Konditionen: *aggressive*, *neutral* und *prosocial*. In der Ausgangsüberlegung, mit der Stein und Friedrich die Einführung der dritten Kategorie begründen, wird eine Medienkonzeption ersichtlich, die Alternativen zu unerwünschten Praktiken der Mediennutzung aufzeigt:

»A number of studies have demonstrated that exposure to models can increase children's altruism or generosity to others and can promote the setting of high standards for self-reward [...]. Other forms of prosocial behavior of concern in the present study are cooperation, nurturance, frustration tolerance, and task persistence. The influence of television on prosocial behavior is almost unexplored in survey studies; yet the potential of this medium for such effect is immense.«⁵³

Stein und Friedrich gehen damit über eine bloße Messung von Fernsehgewalt weit hinaus: Ihre Beobachtungsperspektive stellt gleichsam dar,

50 Vgl. D. Cater/S. Strickland: TV Violence, S. 50.

51 Aletha Huston Stein/Lynette Kohn Friedrich: »Television Content and Young Children's Behavior, in: Murray/Rubinstein/Comstock (Hg.), Television and Social Learning (1972), S. 202-317, hier S. 202.

52 Vgl. ebd., S. 208-211. Sie organisieren zu diesem Zweck etwa einen Bus, der Kinder aus armen ländlichen Familien täglich in die Schule bringt.

53 Ebd., S. 203.

was richtige und was falsche Mediennutzung ist und welche Wirkungen jeweils zu erwarten sind. Das spektakuläre Ereignis der sozialen Gewalt hat damit zum einen in segmentierter Form Eingang in die mikrosoziale Welt des Mediennutzers gefunden. Zum anderen ist es, indem ihm das Gegenkonzept der Prosozialität gegenübergestellt wird, deutlich als Gegenstand einer moralisierenden Beobachtung kenntlich geworden. Schließlich ist das Gewaltereignis über die Beobachtung von täglichen Nutzungs- und Verhaltensmustern in eine auf Dauer gestellte moralisierende Beobachtung integriert worden. Der Mediengewalt-Diskurs ist damit auf die soziale Gewalttat nicht mehr angewiesen. Er kann von ihr unabhängig operieren und nimmt sie nur zum Anlass, um der moralischen Regulation des Mediennutzers einen neuen Impuls zu geben. Welche Apparaturen die Studien »erfinden«, um den Mediennutzer in diesem Sinne zu beobachten, wird Thema des abschließenden Teils dieses Kapitels sein. Zunächst soll es jedoch um die Frage gehen, wie sich durch Konzepte von Alltäglichkeit und Dauer Vorstellungen von Medialität formieren.

Dispersion des gefährlichen Mediums

George Comstock – Senior Research Coordinator der Studien, die das Advisory Committee in Auftrag gibt, und Mitherausgeber der fünf Ergebnisbände – beschreibt 1998 in einer Überblicksdarstellung die nicht unerheblichen Anforderungen, die das Medium Fernsehen an die empirische Publikumsforschung stellt. Das Fernsehen lasse sich durch vier Charakteristika bestimmen: durch Ubiquität, Popularität, Präsenz in jedem Abschnitt des menschlichen Lebenslaufs und durch ein hohes Innovationspotenzial. Aufgrund dieser Eigenschaften sei das Fernsehen ein schwieriges Untersuchungsobjekt für die Sozial- und Verhaltenswissenschaften. Es halte für die Forschung, wie Comstock formuliert, einige Herausforderungen bereit.⁵⁴

Wie im Kapitel *Wirkung* beschrieben, ist die Messung von Kausalität von Paradoxien geprägt. Der Objektivitätsanspruch einer statistischen Erhebung lässt zunächst keine Kausalaussagen zu, denn diese würden als interpretatorische Aussagen dem Ideal der Beobachterunabhängigkeit zuwiderlaufen. Erst komplizierte Rechenoperationen ermöglichen es, in experimentellen Untersuchungen statistische Signifikanz zu erzielen und Kausalhypothesen zu bestätigen oder zu widerlegen, ohne dass ein deutender Beobachter in diesem Prozess sichtbar wäre. Dass die Messung von Kausalität jedoch weiterhin prekär und umstritten bleibt, wird in empirischen Auslotungen der Wirkungen, die televisuelle Gewalt auf den Zuschauer hat, besonders deutlich.

54 Vgl. George Comstock: »Television Research. Past Problems and Present Issues«, in: Asamen/Berry (Hg.), *Research Paradigms, Television, and Social Behavior* (1998), S. 11-36.

In den 1960er Jahren glaubten insbesondere Bandura und Berkowitz, durch ihre Laborexperimente Fernsehgewalt eindeutig belegt zu haben. Jedoch der Vorwurf der Künstlichkeit, der Isolation von »realen« Gegebenheiten, die der experimentellen Methode immer schon begegnet, verschärft sich für den Untersuchungsgegenstand »Fernsehwirkung«. Die Forschung nimmt das Fernsehen seit seiner Verbreitung in den Vereinigten Staaten als ein Phänomen wahr, das sich auf komplexe Weise mit den individuellen und sozialen Strukturen der empirischen Realität verzahnt, sodass die kontrollierte Überprüfung von Kausalhypothesen im Labor unmöglich scheint. Skepsis gegenüber der Kausalanalyse, mit der sich bereits die empirische Forschung zur Film- und Radiowirkung konfrontiert sah, trifft das noch junge Medium Fernsehen in besonderer Weise.

Die Studien für das Beratungskomitee des Surgeon General reagieren auf den Künstlichkeits-Einwand gegen Laborexperimente, den insbesondere Klapper in den Mass Media Hearings der Violence Commission angeführt hat,⁵⁵ indem sie in ihren Untersuchungen avancierte sozialwissenschaftliche Methoden anwenden. Diese Verfeinerungen der Forschungspraktiken lassen Konzepte des Medialen sichtbar werden, ohne dass die Studien einen expliziten Medienbegriff formulieren. Indem sie das Fernsehen als Messproblem auftauchen sieht und neue Methoden der Kausalitätsmessung nutzt und weiterentwickelt, um Lösungen für dieses Problem zu finden, reflektiert die empirische Forschung in ihren Praktiken des Messens die *Medialität* des Fernsehens. Das Mediale des Fernsehens kommt so gesehen als Störung in den Blick der Publikumsforschung.

Eine Studie, die das NIMH auf Wunsch des Advisory Committee finanziert und die bis heute immer wieder diskutiert wird,⁵⁶ lässt sich als einer der avanciertesten Lösungsversuche des Messproblems »Fernsehwalt« verstehen: Das Team der Untersuchung, die nach ihrer ersten Förderungsinstitution auch *Rip Van Winkle Study* genannt wird, besteht aus den Psychologen Monroe M. Lefkowitz, Leonard D. Eron, Leopold O. Walder und L. Rowell Huesmann. Ihre Ergebnisse publizieren die Forscher unter dem Titel »Television Violence and Child Aggression: A Followup Study«. Es handelt sich um eine Untersuchung, die bereits 1955 auf den Weg gebracht wurde und durch das Advisory Committee die Möglichkeit einer Fortsetzung erhält. Die Ausgangsstudie Mitte der 50er Jahre fokussierte zunächst eine Fragestellung, die mit Mediengewalt nichts zu tun hat. Es ging vielmehr darum, die psychische Gesundheit einer ländlichen Bevölkerung anhand der Variable »Aggressivität« zu ermitteln. Eher zufällig gelangt das Fernsehen ins Blickfeld der Forscher. Jedoch verdeutlicht das anfängliche Untersuchungsdesign nochmals signifikant, wie Fragen der Mediengewalt im Kontext der Sozialhygiene

55 Vgl. das Kapitel *Kontexte der Wissensproduktion*.

56 Vgl. die ausführliche Kritik der Studie noch in der aktuellsten Auflage des Studienhandbuchs *Gewalt und Medien* (M. Kunzick/A. Zipfel, S. 201-215).

emergieren.⁵⁷ Bevor diese Studie genauer beleuchtet wird, stellt sich zunächst die Frage, inwiefern die zeitgenössische Sozialwissenschaft Fernsehen als Messproblem wahrnimmt und wie sie dieses Problem zu lösen versucht.

a) Fernsehen als Messproblem

Schon Mitte der 50er Jahre kommt innerhalb der Sozialwissenschaft die Frage auf, ob nicht eine grundsätzliche Differenz in der Möglichkeit, die Wirkung von Film und Fernsehen empirisch zu messen, angenommen werden muss. Die Sozialforscher vergleichen skeptisch die Kinosituation mit dem häuslichen Fernsehzimmer. Im Fall des Films sehen sie eine große Nähe zu einer kontrollierten experimentellen Anordnung bzw. die Möglichkeit ihrer Nachbildung in einem experimentellen Setting. Im Fall des Fernsehens finden sie einen privaten Raum vor, der sich nur schwerlich mit einem Forschungslabor vergleichen lässt oder in diesem simulierbar ist. Ist Fernschwirkung überhaupt mit den gängigen Instrumentarien der Forschung zu eruieren? Die ohnehin schon umstrittenen Kausalmodelle der *social sciences* verlieren in Anbetracht der Nutzungsbedingungen des neuen Mediums Fernsehen ihr Vertrauenspotenzial als brauchbare Instrumente der Forschung. Die zentrale Frage, mit der sich die Wirkungsforschung durch die Einführung des Fernsehens konfrontiert sieht, lautet demnach: Ist Fernschwirkung – also ein Phänomen, das sich so offensichtlich nicht auf ein experimentelles Setting reduzieren lässt, – überhaupt messbar? Oder, abstrakter formuliert: Kann Kausalität außerhalb des Labors quantifiziert werden?⁵⁸

Die Sozialforschung reflektiert diese Frage häufig im Vergleich mit den Naturwissenschaften. In der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis mache sich der Unterschied zu den »exakten Wissenschaften« insbesondere dadurch bemerkbar, dass theoretische Hypothesen nur sehr schwer unter idealen Bedingungen – d.h. in kontrollierbaren Modellsituationen – überprüfbar sind. Nach Hubert M. Blalock müssen deduktive Theorien nicht unbedingt im Labor überprüft werden, wenn »natürliche« Gegebenheiten so weit kontrolliert werden können, dass sie als Annäherungen an die ideale Bedingung hinreichend sind. Die Sozialwissenschaft sieht sich jedoch häufig in der misslichen Lage, keinen der beiden möglichen Wege beschreiten zu können: »[W]hen one can neither approximate the ideal experimentally nor find these approximations in the real world,

57 Vgl. Monroe M. Lefkowitz u.a.: »Television Violence and Child Aggression: A Followup Study«, in: Comstock/Rubinstein (Hg.), *Television and Adolescent Aggressiveness* (1972), S. 35-135.

58 Vgl. Carl I. Hovland: »Effects of the Mass Media of Communication«, in: Lindzey (Hg.), *Handbook of Social Psychology*, Bd. 2. (1954), S. 1062-1103.

the problem is made extremely difficult.«⁵⁹ Blalock sieht keinen anderen Ausweg, als Simplifizierungen in Kauf zu nehmen. Die Notwendigkeit der Vereinfachung konfrontiert den *social scientist* mit einem beständigen Dilemma: »On the one hand, simple theories are easier to construct and evaluate. On the other hand, the more complex ones may stand a better chance of conforming to reality.«⁶⁰

Die angebliche Notwendigkeit einer kontrollierenden Manipulation durch den Experimentator unter isolierten Laborbedingungen ist für Blalock zentraler Ansporn für den Entwurf komplexerer Kausalmodelle in nicht-experimentellen und damit für die soziologische, aber auch für die sozialpsychologische Analyse passenderen Settings. Das Dilemma der Sozialforschung zwischen Simplifizierung einerseits und adäquateren, aber zu komplexen Hypothesen andererseits lösen Blalock und zahlreiche sozialwissenschaftliche Kausalforscher mit ihm, wie etwa Alden D. Miller, auf dem schmalen Grat eines Mittelwegs, der beide Varianten des Dilemmas so weit wie möglich zu reduzieren sucht. Solche Bemühungen können zudem als Fortsetzungen Fisher'scher Experimentkonzeptionen verstanden werden, die versuchen, den Beobachter so weit wie möglich aus der Untersuchung »hinauszurechnen« und auf diese Weise Objektivität zu erzielen.⁶¹ Mittels einer komplexen statistischen Analyse glaubt Miller nachgewiesen zu haben, dass starke Ähnlichkeiten zwischen den Mechanismen experimenteller und nicht-experimenteller Untersuchungen bestehen. Demnach kann dieselbe Basisanalyse in beiden Forschungsvarianten verwendet werden. Das Experiment kann also auch unter »natürlichen« Bedingungen stattfinden, bzw. die Realität bietet dem Sozialforscher genügend Möglichkeiten der – unsichtbaren – Kontrolle.⁶² Auch die *Rip Van Winkle Study* wertet ihre Daten – wie im nächsten Abschnitt zu sehen sein wird – mithilfe einer komplexen statistischen Analyse aus und kommt so zu Aussagen über Fernschwirkung außerhalb des Labors.

b) Korrelation in Zeitsprüngen

Die Rip Van Winkle Foundation schickt 1955 ein Forscherteam ins Feld, um die psychische Gesundheit der Einwohner Columbia Countys zu eruieren. Das Forschungsvorhaben wird bereits zu dieser Zeit vom U.S. Public Health Service finanziell unterstützt. Ein Team, bestehend aus

59 Hubert M. Blalock: »Theory Building and Causal Inferences«, in: ders./Ann B. Blalock (Hg.), *Methodology in Social Research*. New York u.a.: McGraw-Hill 1968, S. 155-198, hier S. 157.

60 Ebd., S. 159.

61 Vgl. das Kapitel *Wirkung: Epistemologie des Messens*.

62 Vgl. Alden D. Miller: »Logic of Causal Analysis: From Experimental to Nonexperimental Design«, in: Hubert M. Blalock (Hg.), *Causal Models in the Social Sciences*, London: Macmillan 1971, S. 273-294.

ortsansässigen Forschern, dem, außer Huesmann, bereits alle Autoren der Surgeon General-Studie angehören, wählt aus rein pragmatischen Erwägungen die Variable »Aggression« als Indikator für die psychische Verfasstheit der Bevölkerung, denn Aggression könne, orientiert an der Definition, die Dollard und seine Co-Autoren im Rahmen der Frustrations-Aggressions-Hypothese entwickelt haben, leicht beobachtet und gemessen werden. Die Autoren der Yale-Schule vereinfachend, definieren die Rip Van Winkle-Forscher Aggression als »act which injures or irritates another person«. ⁶³ Bei der Auswahl seiner Probanden legt das Forscher-Team das gesamte Einzugsgebiet seiner Trägerorganisation zugrunde und nimmt sich vor, sämtliche Kinder zu untersuchen, die sich im Schuljahr 1959-1960 in der dritten Klasse befinden, also durchschnittlich acht Jahre alt sind. Vier voneinander unabhängige Quellen sollen dabei Aufschluss über das aggressive Verhalten der Kinder geben: die Klassenkameraden, die Mutter, der Vater und das jeweilige Kind selbst. Da das Team anstrebt, eine Bevölkerungsschicht vollständig zu erfassen, ist es auf die Kooperation seiner Versuchspersonen dringend angewiesen. Geplant ist eine Langzeitstudie, in der die Entwicklung aggressiven Verhaltens derselben Probanden über eine längere Zeitspanne hinweg beobachtet werden soll.

Im anfänglichen Untersuchungsdesign spielt die Fernsehrezeption nur eine äußerst untergeordnete Rolle. Zwar taucht im Interviewbogen für beide Elternteile die Frage nach der Dauer des Fernsehkonsums und den drei Lieblingssendungen des Kindes auf, doch dient dies in der Perspektive der Forscher zunächst nur der »Tarnung« der gesamten Studie. Ein vorrangiges Ziel der Studie, nämlich den Zusammenhang zwischen aggressivem Verhalten der Kinder und Erziehungsmethoden der Eltern zu klären, soll verdeckt bleiben – die Frage nach dem Fernsehen taucht dabei als eine Verhüllungsmethode auf. Die Untersuchung verlässt sich dabei gewissermaßen auf die öffentliche Debatte, die dem Fernsehen eine schädliche Wirkung zuschreibt. Die Forscher meinen voraussetzen zu können, dass der Zusammenhang zwischen visueller Gewaltrezeption und kindlicher Aggressivität eine plausible Forschungsfrage ist und deshalb den tatsächlichen Fokus der Untersuchung – der nämlich auf die Eltern selbst zielt – unsichtbar halten könnte. ⁶⁴

Die Rip Van Winkle-Studie sieht sich im Verlauf ihrer Arbeit mit einer heftigen öffentlichen Kontroverse konfrontiert, die in den lokalen Medien breit verhandelt wird: Die Entrüstung der ländlichen Bevölkerung richtet sich insbesondere auf die Befragungstechniken. Man befürchtet, die Forscher könnten mit ihren Praktiken der *mental health*-

63 M. Lefkowitz u.a.: »Television Violence«, S. 36.

64 Vgl. Leonard D. Eron/Leopold O. Walder/Monroe M. Lefkowitz: Learning of Aggression in Children, Boston: Little, Brown and Co. 1971, S. 39.

Untersuchung in den Privatbereich der Familien eindringen und würden ein Zerrbild des Familienlebens zur Schau stellen.⁶⁵

Die Medienkontroverse hat einschneidende Konsequenzen für den weiteren Gang der Forschungen. 1962 endet die finanzielle Förderung und das Team löst sich auf. Der geplante zweite Schritt der Langzeitstudie, nämlich die Kinder erneut zu testen, wenn sie in der achten Klasse, also etwa dreizehn Jahre alt sind, lässt sich nur noch in Ansätzen realisieren, da mehrere Schulen die erneute Zusammenarbeit verweigern. Immerhin gelingt es den Forschern, im Schuljahr 1964-65 noch 252 der ursprünglichen 875 Kinder zu testen – wiederum begleitet von feindlicher Publicity.⁶⁶

Auf Veranlassung des Advisory Committee mit erneuter finanzieller Unterstützung durch das NIMH ausgestattet, wird die ehemalige Rip Van Winkle-Forschung 1969 wieder aufgegriffen und formiert sich, auf der Folie ihrer schwierigen Vorgeschichte, zu einem zentralen Diskursereignis im Feld der Mediengewalt. Ihre zentrale Hypothese, die sie über eine erneute Befragung derselben Kinder zehn Jahre später statistisch nachzuweisen sucht, lautet nun: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen Fernsehkonsum in der Kindheit und aggressivem Verhalten im jungen Erwachsenenalter. Angesichts dieser neuen Konstellation stellt sich die Frage: Wie konnte aus der marginalen und nur zur Verhüllung von Forschungszielen erhobenen Variable »Fernsehverhalten« die Grundlage dafür werden, die 1955 begonnene Langzeitstudie zu beenden? Die beteiligten Forscher selbst bieten zwei verschiedene Erklärungen hierfür an. Die eine verweist auf externe Gründe: Wegen des steigenden Interesses an den Auswirkungen von Fernsehen auf kindliches Verhalten sei dieser Frage auch in der Rip Van Winkle-Forschung nachgegangen worden.⁶⁷ Die zweite Erklärung verweist auf interne Gründe, und zwar auf Praktiken der Datenverarbeitung. Beinahe scherzhaft sei die Variable »Fernsehverhalten« zunächst als Tarnung des tatsächlichen Untersuchungsinteresses verhandelt worden, jedoch:

»The computer, unaware of our jokes, analyzed these responses along with the others. It was found that the number of hours children watched TV per week and the violence rating of their three favorite TV programs were both highly related to aggression as related by peers [...].«⁶⁸

65 Vgl. Leonard D. Eron/Leopold O. Walder: »Test Burning II«, in: *American Psychologist* 16 (1961), H. 5, S. 237-244.

66 Vgl. M. Lefkowitz u.a.: »Television Violence«, S. 39 u. S. 42.

67 Vgl. ebd., S. 38.

68 L. Eron/L. Walder/M. Lefkowitz: *Learning of Aggression*, S. 39f. Die interessante Frage, inwieweit der Einsatz von Computertechniken die Medienwirkungsforschung entscheidend verändert, kann hier nur als Desiderat einer eingehenden Untersuchung angezeigt werden. Das »somewhat unexpected finding« (M. Lefkowitz u.a.: »Television Violence«, S. 82) der Relation zwischen Rezeption von Gewaltdarstellungen im Fernsehen und ag-

Der Streit um die *Rip Van Winkle Study* lässt zusätzlich zu den beiden Erklärungen, die das Team selbst gibt, eine weitere Antwortmöglichkeit auf die Frage zu, warum Fernsehverhalten schließlich eine solch bedeutende Variable wird. Das Forscherteam verschiebt mit seiner Beobachtung des Fernsehens den Fokus auf einen »Eindringling« in den Privatbereich der Familie, der die acht- bzw. neunjährigen Kinder im Untersuchungszeitraum 1959-60 derart in ihrer Entwicklung geprägt hat, dass noch ihr aggressives Verhalten als Achtzehn- oder Neunzehnjährige davon beeinflusst ist. Gewissermaßen streifen die Forscher damit den alten Vorwurf ab, sie seien mit ihren Praktiken in den Bereich des Privaten eingedrungen und hätten die Kinder auf diese Weise nachhaltig geschädigt. Diese Anschuldigung der entrüsteten Eltern in Columbia County scheinen sie über ihre erneute Datenauswertung an das Medium weiterzugeben. Im ursprünglichen Untersuchungsdesign noch kaum beachtet, wird das Fernsehen mittels avancierter statistischer Methoden zu einem stets präsenten Begleiter im Leben des Kindes erklärt, der eng mit dessen Verhaltensentwicklung verbunden ist.

Obwohl einige Schulen auch nach zehn Jahren noch die Zusammenarbeit mit Lefkowitz und seinen Kollegen verweigern und keine Auskunft über die Adressen ihrer ehemaligen Schüler geben wollen, gelingt es dem Team, 436 der Probanden aufzufinden und Interviews mit ihnen durchzuführen. In der Befragung müssen die Probanden erneut Einschätzungen über die Aggressivität ihrer ehemaligen Mitschüler geben und darüber hinaus von ihrem eigenen aggressiven Verhalten sowie von ihren Fernsehgewohnheiten berichten. Das Team misst auf diese Weise vier zentrale Variablen: Rezeption von visueller Gewaltdarstellung in der dritten Klasse (TVVL3), aggressives Verhalten in der dritten Klasse (AGG3), televisuelle Gewaltrezeption in der 13. Klasse⁶⁹ (TVVL13) und Aggressivität in der 13. Klasse (AGG13). Diese vier Größen werden

gressivem Verhalten publiziert Eron 1963 im *Journal of Abnormal and Social Psychology* – allerdings ohne daraus eine Kausalaussage abzuleiten und mit einem zweiten Ergebnis, das diesen klaren Befund ein wenig verwässert: Die Anzahl der Stunden, die nach Angaben der Mütter mit Fernsehen verbracht werden, stehe in negativer Relation zum aggressiven Verhalten der Kinder. Je mehr die Kinder fernsehen, so das daraus resultierende Ergebnis, desto friedlicher werden sie. Zudem muss Eron eine Einschränkung machen: Die Zusammenhänge seien nur für Jungen, nicht aber für Mädchen statistisch signifikant. Ebenso wie knapp zehn Jahre später im Bericht für das Advisory Committee wird dieser Befund mit den unterschiedlichen sozialen Rollen von Jungen und Mädchen erklärt. Vgl. Leonard D. Eron: »Relationship of TV Viewing Habits and Aggressive Behavior in Children«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 67 (1963), H. 2, S. 193-196.

- 69 Auch wenn die Probanden nicht mehr zur Schule gehen, wird diese Bezeichnung zur Vereinfachung eingeführt. Vgl. M. Lefkowitz u.a.: »Television Violence«, S. 85, Anm. 8.

dann mittels des Verfahrens der *cross-lagged correlation* miteinander in Verbindung gesetzt.⁷⁰

An dieser Stelle schließen die Forschungspraktiken des ehemaligen Rip Van Winkle-Teams an die parallele Entwicklung an, die im vorangegangenen Abschnitt beschrieben wurde: Die Wirkung des neuen Mediums Fernsehen wird in der Sozialforschung als Messproblem wahrgenommen; gleichzeitig entstehen komplexere Methoden, mit deren Hilfe Kausalanalysen außerhalb kontrollierter Laborexperimente möglich werden sollen. Um eine solche Methode handelt es sich bei der *cross-lagged correlation*. Wenn Lefkowitz und seine Kollegen für das Advisory Committee diese statistische Methode anwenden, führen sie die parallele Entwicklung zusammen, indem sie ein neues Verfahren der Kausalitätsmessung für das Messproblem Fernsehen fruchtbar machen.

Anfang der 1960er Jahre bestimmt Donald T. Campbell die *cross-lagged correlation* als eine Möglichkeit, auch außerhalb einer randomisiert-experimentellen Berechnung in der Tradition Fishers auf ›quasiexperimentellem‹ Weg Kausalität identifizieren zu können.⁷¹ Die Bezeichnung ›cross lagged‹ bezieht sich auf einen Zusammenhang, der den Zeitabstand zwischen den Messungen überspringt, im Beispiel der beschriebenen Studie also die Korrelation zwischen TVVL3 und AGG13. Campbell warnt davor, die Korrelation im Zeitsprung mit einem kausalen Zusammenhang zu verwechseln. Nur durch den Ausschluss konkurrierender Variablen kann eine kausale Interpretation erfolgen.⁷²

Lefkowitz und seine Co-Autoren überprüfen dementsprechend vier rivalisierende Hypothesen, die sich aus der Korrelierung der vier Variablen ergeben: (A) TVVL3 verursacht sowohl AGG3 als auch AGG13; (B) TVVL3 verursacht AGG3, die wiederum AGG13 verursacht; (C) AGG3 verursacht TVVL3, die wiederum AGG13 verursacht; (D) AGG3 verursacht sowohl AGG13 als auch TVVL3. Das Team um Lefkowitz konstatiert über die unterschiedlichen Höhen der sechs Relationen zwischen den vier Variablen, dass nur die Interpretation (A) plausibel ist: »[T]he most plausible single causal hypothesis would appear to be that watching violent television in the third grade leads to the building of aggressive habits.«⁷³

Diese Methode der Kausalinterpretation stößt auf breite Kritik. Das Advisory Committee selbst diskutiert die Langzeitstudie in seinem Abschlussbericht ausführlich, wobei ein zentraler Kritikpunkt sich an Daten entzündet, die das ehemalige Rip Van Winkle-Team in seinem Bericht einfach weggelassen hat: die Ergebnisse aus der zweiten, nur einge-

70 Vgl. ebd., S. 47-49.

71 Vgl. Donald T. Campbell: »From Description to Experimentation: Interpreting Trends as Quasi-Experiments« [1963], in: Chester W. Harris (Hg.), Problems in Measuring Change, Madison, Milwaukee, London: University of Wisconsin Press 1967, S. 212-242.

72 Vgl. ebd., S. 242.

73 Vgl. M. Lefkowitz u.a.: »Television Violence«, S. 49-51, Zitat: S. 51.

schränkt durchgeführten Erhebungswelle, in der die Probanden die achte Klasse besucht haben. Der Report des Advisory Committee zeigt, dass sich ein ganz anderes Bild ergibt, wenn diese Daten berücksichtigt werden: TVVL3 korreliert nur sehr gering mit AGG8 und der Zusammenhang zwischen TVVL8 und AGG13 ist gleich null. Zieht man diese Daten in Betracht, so ergibt sich der Eindruck, die Wirkung von Fernsehgewalt würde mit steigendem Alter stark nachlassen.⁷⁴

Die Ergebnisberichte der Columbia County-Studie werden nicht nur bei ihrer Veröffentlichung in den technischen Bänden des Advisory Committee, sondern auch bei einer Publikation im *American Psychologist*⁷⁵ von kritischen Kommentaren zur Methode der *cross-lagged correlation* begleitet.⁷⁶ Im Jahr 2006, in der aktuellsten Ausgabe ihres Studienbuchs *Gewalt und Medien*, greifen Kunczik und Zipfel die Kritik des Advisory Committee auf und diskutieren die Langzeitstudie als »ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass angeblich »wissenschaftliche« Befunde häufig nichts anderes sind als Hörensagen und Datenmanipulation.«⁷⁷

Die Kontroverse um ihre Methoden scheint seit der Medienkampagne um 1960 untrennbar mit der ehemaligen *Rip Van Winkle Study* verbunden zu sein. Wie schon in den ersten Anfeindungen erweist sich das Forscherteam aber als unbeirrbar und unermüdlich: Nicht nur werden einige derselben Versuchspersonen in Columbia County nochmals getestet, wenn sie 30 Jahre alt sind, die Studie wird auch in mehreren Ländern wiederholt.⁷⁸ Noch 2003 erscheint ein Forschungsbericht über eine Langzeitstudie zu Fernsehgewalt, die den Zeitraum von 1977-1992 umfasst, in der Fachzeitschrift *Developmental Psychology*.⁷⁹ Einer der Auto-

74 Vgl. Surgeon General's Advisory Committee: Report, S. 153-156.

75 Vgl. Leonard D. Eron u.a.: »Does Television Cause Aggression?« In: *American Psychologist* 27 (1972), H. 4, S. 253-263.

76 Vgl. die Kommentare von Gilbert Becker, Robert M. Kaplan, Denis Howitt und Herbert Kay in der Ausgabe des *American Psychologist* vom Oktober 1972, S. 967-973, sowie die Erwiderung des Forscherteams in der Ausgabe vom Juli 1973, S. 617-620. Vgl. in den Berichtsbänden des Advisory Committee David A. Kenny: »Threats to the Internal Validity of Cross-Lagged Panel Inference, as Related to »Television Violence and Child Aggression: A Followup Study«, in: Comstock/Rubinstein (Hg.), *Television and Adolescent Aggressiveness* (1972), S. 136-140 und John M. Neale: »Comment on »Television Violence and Child Aggression: A Followup Study«, in: Comstock/Rubinstein (Hg.), *Television and Adolescent Aggressiveness* (1972), S. 141-148.

77 M. Kunczik/A. Zipfel: *Gewalt und Medien*, S. 205.

78 Huesmann und Eron führen ab 1977 Langzeitstudien in fünf verschiedenen Ländern durch: USA, Australien, Finnland, Israel und Polen. Vgl. ebd., S. 207-210.

79 Vgl. L. Rowell Huesmann u.a.: »Longitudinal Relations Between Children's Exposure to TV Violence and Their Aggressive and Violent Beha-

ren ist Leonard D. Eron, der schon 1955 im Auftrag der Rip Van Winkle Foundation Feldforschungen betrieben hat und dabei zufällig auf die Variable ›Fernsehen‹ gestoßen ist. Fernsehen wird durch diese Forschungspraktiken als ein Medium bestimmt, das den Lebenslauf seiner Nutzer durchzieht und seine Wirkungen über große Zeitabstände hinweg entfaltet. Nur akribische und geduldige Forschungsarbeit, so die Implikation des Rip Van Winkle-Projektes, kann die dispersen Fernschwirkungen sichtbar machen.

c) Muster der Rezeption

Schramm, Lyle und Parker nennen die kanadische Stadt, die sie Ende der 50er Jahre zur Kontrolle ihres Feldexperiments *Television in the Lives of Our Children* nutzen, ›Radiotown‹, weil hier noch kein Fernsehprogramm verfügbar ist. Die Einwohner seien sich aber durchaus bewusst, im Zeitalter des Fernsehens zu leben, und erwarteten die Ankunft des neuen Mediums schon ungeduldig. Einige der Befragten erhofften sich von der Studie sogar eine Beschleunigung dieses Vorgangs. Viele hielten bereits ein Fernsehgerät bereit und warteten auf die Verfügbarkeit eines Signals. Schramm, Lyle und Parker berichten von einem kuriosen Fall:

»One family has connected its set to an antenna. This family reports that two or three nights a year they are able to receive some television. Stray signals bounce off the magnetic layer and give them either the sound or the picture of a television program – seldom both together. Two or three nights a year! And yet, practically every night they turn on the set, hoping that this is the night!«⁸⁰

Anfang der 70er Jahre, wenn Lyle gemeinsam mit Heidi R. Hoffman mit Untersuchungen im Auftrag des Advisory Committee an diese Feldforschungen anknüpft,⁸¹ ist der Attraktions- und Sensationswert des neuen Mediums in dieser Form nicht mehr gegeben, Fernsehen ist zum Element des Alltags geworden. Die Forschung muss die Fernsehrezeption neu reflektieren. In seinem Überblicksartikel zum vierten Band des technischen Berichts, der den Titel *Television in Day-To-Day Life: Patterns of Use* trägt, stellt Lyle fest: »Overall, the studies suggest several changes over the decade in the public's use of and attitude toward television. It seems

vior in Young Adulthood: 1977-1992«, in: *Developmental Psychology* 39 (2003), H. 2, S. 201-221.

80 Vgl. W. Schramm/J. Lyle/E. Parker: *Television*, S. 16f., Zitat: S. 17.

81 Vgl. Jack Lyle/Heidi R. Hoffman: »Children's Use of Television and Other Media«, in: Rubinstein/Comstock/Murray (Hg.), *Television in Day-to-Day Life* (1972), S. 129-256; Jack Lyle/Heidi R. Hoffman: »Explorations in Patterns of Television Viewing by Preschool-Age Children«, in: Rubinstein/Comstock/Murray (Hg.), *Television in Day-to-Day Life* (1972), S. 257-273.

that more time is spent in the company of the set, but it appears that the level of attention to program content fluctuates markedly.«⁸²

Schon in der 1961 veröffentlichten Feldstudie weisen Schramm, Lyle und Parker auf die Bedeutung von Nutzungsfragen im Gegensatz zu einer reinen Fokussierung der Medienwirkung hin. Anfang der 70er Jahre ist diese Perspektivierung durch medientheoretische Ansätze in der empirischen Sozialforschung fest implementiert. John P. Robinson bezieht sich in seiner Funktionsbestimmung des Fernsehens, die er auf der Grundlage von empirischen Studien vornimmt, auf Marshall McLuhans *Understanding media* (1964) und auf William Stephens *The Play Theory of Mass Communication* (1967). Robinson verweist auf McLuhans Beschreibung des Fernsehbildes als zweidimensionales Mosaik, um die Fernsehrezeption als diskontinuierlichen Prozess der aktiven Selektion darzustellen, der in Laboruntersuchungen unmöglich nachzustellen sei.⁸³ Mit Bezug auf Stephens' Beschreibung des Fernsehens als genussvolle, konsequenzenlose Erfahrung konstatiert er, dass Fernsehen eher zur Entspannung als zu edukativen Zwecken genutzt wird.⁸⁴

Als ein grundsätzliches Messproblem verhandeln die Studien im Rahmen des Advisory Committee die Kategorie ›viewing time‹. Fernsehen erweist sich Anfang der 70er Jahre als ein Medium, dessen Nutzung von anderen alltäglichen Tätigkeiten begleitet wird. Lyle beschreibt die Fernsehrezeption als einen Verhaltenskomplex, der sich auf unterschiedlichen Ebenen der Aufmerksamkeit vollzieht. Woran können sich die Messungen dann orientieren? Ist die Zeit der Aufmerksamkeit auf die Momente begrenzt, in denen der Rezipient ›Augenkontakt‹ mit dem Bildschirm hält? Als eine Konsequenz aus dieser Differenzierung von Nutzungsformen tauchen neue Typologien der Mediennutzung in den Studien auf: die bügelnde Hausfrau, der Mann, der sich dem Fußballspiel im Fernsehen nur zuwendet, wenn ihn akustische Signale dazu veranlassen, oder das vor einem Fernsehgerät spielende Kind.⁸⁵

Wie die spektakuläre Gewalttat hat sich in den Entwürfen der Forschung auch das Medium mit den Alltagsstrukturen der Nutzer verwoben. Doch diese Veralltäglichung des Fernsehens bedeutet aus der Perspektive der Gewaltforschung nicht, dass es nun harmlos wäre. Im Ge-

82 Jack Lyle: »Television in Daily Life: Patterns of Use (Overview)«, in: Rubinstein/Comstock/Murray (Hg.), *Television in Day-to-Day Life* (1972), S. 1-32, hier S. 23.

83 Vgl. John P. Robinson: »Toward Defining the Functions of Television«, in: Rubinstein/Comstock/Murray (Hg.), *Television in Day-to-Day Life* (1972), S. 568-603, hier S. 578. Vgl. Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. Understanding Media* [1964], Düsseldorf u.a.: ECON-Verlag 1992, S. 352-383.

84 Vgl. J. Robinson: »Functions of Television«, S. 595; William Stephenson: *The Play Theory of Mass Communication*, Chicago/IL: University of Chicago Press 1967.

85 Vgl. J. Lyle: »Television in Daily Life« (Appendix), S. 26f.

genteil: Das immer schwierigere Unterfangen, Fernschwirkung als distinkten Stimulus isoliert messen und kontrollieren zu können, geht mit der Problematik einher, wie insbesondere der kindliche Rezipient überhaupt noch zur richtigen Mediennutzung erzogen werden kann:

»Television today is an integral part of our everyday life. It appears that it is not an unmixed blessing. To the extent that it can be dysfunctional to individuals and (by extension) to the social fabric, the manner in which it is intertwined in our daily lives makes it an exceedingly difficult problem to deal with. This does not mean it is an impossible problem. But the findings reported herein suggest that even those most directly concerned – the mothers of young children – do not have the will to come to grips with it.«⁸⁶

Lyles Kritik an der mangelnden Bereitschaft der Mütter, das Nutzungsverhalten ihrer Kinder zu überwachen, steht in engem Zusammenhang mit der Beobachtung, dass die Versuchspersonen unzuverlässig sind und ihrer Bewertung kein Vertrauen geschenkt werden kann. Welche Mechanismen der Kontrolle die Forschungspraktiken dem entgegensetzen und wie sie auf diese Weise zur Selbstregierung der Mediennutzer auffordern, behandelt der folgende Abschnitt.

Die Überwachung gewalttätiger Mediennutzer

Moralisierende Aussagen, die den Mediennutzer betreffen, schreiben sich in die Versuchsanordnung besonders prägnant in jene Verfahren ein, die überprüfen sollen, ob die Probanden überhaupt zuverlässig sind, ob sie in den Befragungen der Wissenschaftler wahrheitsgemäße Angaben machen oder ob sie die Ergebnisse der Studien verfälschen. Die Studien, die das Beratungskomitee des Surgeon General in Auftrag gibt, rufen mit diesen selbstreflexiven Fragen eine Forschungsrichtung auf, die untersucht, inwiefern Versuchspersonen als Einflussfaktoren in experimentelle Settings mit einbezogen werden müssen. Dieses Untersuchungsfeld wurde von Martin T. Orne, der 1960 zwei einschlägige Artikel im *American Psychologist* veröffentlichte, auf den Weg gebracht. Orne zeigte, dass Versuchspersonen, etwa indem sie selbst Hypothesen über die Ziele des Experiments bilden und ihre Handlungen danach ausrichten, entscheidenden Einfluss auf Versuchsanordnungen nehmen können.⁸⁷

Versuchspersonen sind demnach keine passiven Instrumente der Forschung, sondern greifen aktiv in das Geschehen ein. Ihr Verhalten muss deshalb durch den kontrollierenden Aktanten der Versuchsanordnung in den Untersuchungsprozess mit einbezogen werden. Dieses Interesse der

86 Ebd., S. 25.

87 Vgl. Rolf H. Bay: Zur Psychologie der Versuchsperson. Eine sozialpsychologische Studie der sogenannten »Verbalen Konditionierung«, Köln, Wien: Böhlau 1981, S. 20-27.

Forschung an der Rolle der Versuchsperson betrifft nicht nur das Experiment. In Befragungen außerhalb des Labors wirft sie einen Schatten der Skepsis auf die Methode des *Self-Report*, die insbesondere in medizinischen und sozialhygienischen Studien unabdingbar ist. Wenn die Befragten dem Interviewer über Aspekte ihres sozialen Lebens oder über ihre körperliche Verfasstheit berichten, also Informationen geben, die keinem anderen zugänglich und deshalb auch nicht überprüfbar sind, darf sich der Forscher dann auf die Vertrauenswürdigkeit der Probanden verlassen?⁸⁸

Durch die skeptische Beobachtung ihrer Versuchspersonen formulieren die wissenschaftlichen Experten gleichzeitig eine wertende Einschätzung über die Fähigkeit der Fernsehzuschauer, ihr eigenes Nutzungsverhalten bzw. das ihrer Kinder richtig einzuschätzen, zu kontrollieren und zu überwachen. Die Quintessenz dieser Beobachtung lautet: Die Verlässlichkeit der Versuchspersonen, respektive die Selbstregierung der Mediennutzer ist äußerst mangelhaft und verbesserungsbedürftig. Um dies vor Augen zu führen, installieren die Wissenschaftler Techniken, die den Probanden gewissermaßen überführen, seine Unzuverlässigkeit kenntlich machen. Dabei spielt die Technik des neuen Mediums Video eine wichtige Rolle. Anfang der 70er Jahre, zu der Zeit also, in der das Advisory Committee tagt, wird sie in einer doppelten Perspektive beobachtet: Zum einen wird Video als Bedrohung oder Chance einer vollständigen Überwachung der Gesellschaft verhandelt, zum anderen gilt es aufgrund seiner Möglichkeit, in Bildprogramme einzugreifen und diese durch Speicherung verfügbar zu machen, als Gegenmodell zur Flüchtigkeit des televisuellen Programmflusses.⁸⁹ Wenn die Studien Videotechniken einsetzen, um den Fernsehzuschauer zu überwachen, dann schreiben sie sich in eine Debatte der Medienkonkurrenz ein, die zwei unterschiedliche Zuschauermodelle konzipiert: das Modell des passiven Fernsehzuschauers und das des aktiv selektierenden und eingreifenden Videozuschauers. Die Experimente nutzen diese Differenzierung aber nicht, um ein neues Zuschauermodell in ihrem Blick auf die Wirkungen des Fernsehens zu konstatieren. Vielmehr markiert die Mediendifferenz ein Hierarchiegefälle zwischen Experimentator und Versuchsperson. Die wissenschaftlichen Videorezipienten markieren ihre Überlegenheit über die fernsehenden

88 Vgl. hierzu in jüngerer Zeit: Arthur A. Stone u.a. (Hg.): *The Science of Self-Report. Implications for Research and Practice*, Mahwah, NJ, London: Erlbaum 2000; insbesondere: Wendy Baldwin: »Information No One Else Knows: The Value of Self-Report«, in: Stone u.a. (Hg.), *The Science of Self-Report* (2000), S. 3-7.

89 Vgl. Torsten Hahn/Isabell Otto/Nicolas Pethes: »Emanzipation oder Kontrolle? – Der Diskurs über »Kassetten-Fernsehen«, Video und Überwachungstechnologie«, in: Albert Kümmel/Leander Scholz/Eckhard Schumacher (Hg.), *Einführung in die Geschichte der Medien*, Paderborn: Fink 2004, S. 225-253.

Versuchspersonen und sie entwerfen einen idealen Fernsehzuschauer, der mit dem Videozuschauer identisch wäre.

Robert B. Bechtel, Clark Achelpohl und Roger Akers, eine Forschergruppe der Greater Kansas City Mental Health Foundation, stellen zwei Verfahren einander gegenüber, um die Zuverlässigkeit ihrer Probanden auf die Probe zu stellen: die Fragebogentechnik und die der Videoüberwachung. Die Untersuchung sieht vor, die Probanden zunächst über ihr Fernsehverhalten zu befragen und anschließend mithilfe von Videoaufzeichnungen in deren Wohnzimmer die Richtigkeit dieser Angaben zu überprüfen. Es überrascht kaum, dass die Studie mit Vorbehalten gegen die Überwachung des Privatlebens zu kämpfen hat: Nur acht der 52 Versuchspersonen, die einen Fragebogen ausgefüllt haben, lassen zu, dass die Forschergruppe für einen Zeitraum von sechs Tagen Videokameras in ihrem Haus installiert. Das Team heuert deshalb zusätzlich zwölf freiwillige Testfamilien an.⁹⁰

Wie sehr die Studie ihr Programm der Regulation von Mediennutzung an die zeitgenössische Videodebatte anschließt und Modelle der Kontrolle und Überwachung aus diesem Mediendiskurs »importiert«, verdeutlicht ihre detaillierte Technikbeschreibung: Das Forscherteam installiert im Fernsehraum der Versuchspersonen zwei Kameras des Modells Sony CVC 2100 mit Weitwinkellinsen. Kamera 1 installieren sie oberhalb des TV-Geräts, sodass sie einen möglichst weiten Blick über den gesamten Raum hat, und Kamera 2 dem TV-Gerät gegenüber, um das laufende Fernsehprogramm aufzunehmen. Immer wenn die Probanden den Fernseher anstellen, schalten sich automatisch die beiden Kameras ein. Das Bild der zweiten Kamera wird in die linke untere Ecke des ersten Kamerabildes eingefügt, sodass die überwachenden Forscher in einem Bild sehen können, *was* der Fernsehzuschauer sieht und *wie* er es sieht. Ein Techniker überwacht die Videoaufnahme von einem Lastwagen aus, der in der Nähe des Hauses geparkt ist. Er wechselt dort stündlich die Videobänder und spricht den Namen der überwachten Familie sowie das Datum in die Tonspur der neu eingelegten Kassetten.⁹¹

Den Familien wird ein Tag Zeit gelassen, sich an die Kameras zu gewöhnen, bevor die Aufnahme beginnt. Immerhin die Hälfte der Versuchspersonen gibt später an, durch die Videoüberwachung in ihrem Fernsehverhalten beeinflusst worden zu sein: »We dressed better, used better language and watched more.« [...] »Husband wouldn't sit in the room in pajamas.« [...] »My 14-year-old was constantly trying to watch himself.«⁹² Dies hält das Forscherteam jedoch nicht davon ab, den Blick durch die Kamera als »wahrhaftiger« zu kennzeichnen, weil er Aufschluss

90 Vgl. Robert B. Bechtel/Clark Achelpohl/Roger Akers: »Correlates Between Observed Behavior and Questionnaire Responses on Television Viewing«, in: Rabinstein/Comstock/Murray (Hg.), *Television in Day-to-Day Life* (1972), S. 274-299, hier S. 275.

91 Vgl. ebd., S. 277f.

92 Ebd., S. 289.

darüber gibt, wie sich die untersuchten Familien tatsächlich in Bezug auf das Fernsehgerät positionieren. Die aufgezeichneten Videotapes werden je nach Grad, in dem die Probanden mit dem laufenden Fernseher befasst sind, codiert und auf einer Skala von 1-6 eingeordnet. Die Kennzahl 1 bedeutet: »Participating, actively responding to the TV set or to others regarding content from the set,« während die Zahl 5 am Ende der Skala »[i]n the viewing area of the TV but positioned away from the set in a way that would require turning to see it« bezeichnet.⁹³ Darüber hinaus identifizieren die Forscher eine sie selbst überraschende Vielfalt an Tätigkeiten, die ihre Probanden während des Fernsehens ausführen: »Looking out window, Picking nose, Scratching (someone else and self), Doing homework, Smoking, Rocking, Reading, Dancing« usw.⁹⁴

Am Ende seines Berichts kommt das Forscherteam zu dem Ergebnis: Es besteht eine große Diskrepanz zwischen den Angaben in den Fragebögen und dem videotechnisch sichtbar gemachten Nutzungsverhalten. Die Versuchspersonen überschätzen ihre reine Fernsehzeit, sie geben auch dann an, das Medium genutzt zu haben, wenn sie tatsächlich mit zahlreichen anderen Dingen beschäftigt waren: »In general, the subjects' consistent overreporting indicates a lack of awareness of the complexity of behavior during the time the television set is on.«⁹⁵ Mit anderen Worten: Die Fernsehzuschauer seien selbst nicht in der Lage zu begreifen, was Fernsehen »eigentlich« ist. Sie hätten selbst keine Einsicht in die komplexe Funktionsweise des Mediums, in der Mediennutzung als Segment in einem mehrdimensionierten Verhaltensrepertoire fungiert.

Diese Erkenntnis formulieren Bechtel, Achelpohl und Akers noch nicht explizit als eine moralisierende Aussage. Das unternimmt dann umso deutlicher eine weitere Studie im Programm des Advisory Committee, die Bradley S. Greenberg, Philip M. Ericson und Mantha Vlahos durchführen. Diese Untersuchung trennt moralisiertes Subjekt und moralisiertes Objekt, indem sie untersucht, wie gut Mütter das Fernsehverhalten ihres Kindes, gemessen an dessen eigenem Bericht, einzuschätzen wissen. Die vergleichende Befragung kommt zu einer – aus Sicht der beteiligten Forscher – traurigen Bilanz. Getrennt voneinander befragt, müssen die Kinder und Mütter Angaben darüber machen, wie viel Zeit die Kinder vor dem Fernsehgerät verbringen, wie oft sie gewalthaltige Sendungen rezipieren, ob sie alleine oder im Beisein von Familienmitgliedern bzw. Freunden fernsehen, wie die Programmauswahl erfolgt, inwiefern sie das Gesehene als »real« empfinden, ob es in der Familie Regeln über die Fernsehrezeption gibt und wie stark die familiäre Interaktion ausgeprägt ist.⁹⁶

93 Ebd., S. 279.

94 Ebd., S. 297.

95 Ebd., S. 298.

96 Vgl. Bradley S. Greenberg/Philip M. Ericson/Mantha Vlahos: »Children's Television Behaviors as Perceived by Mother and Child«, in: Rubinstein/

Das Ergebnis des Vergleichs lautet: Es gibt kaum Übereinstimmungen zwischen den Angaben der Mütter und denen der Kinder. Eher nebenbei kommt das Forscherteam zu einem Ergebnis, das die Bestandsaufnahme der mütterlichen Überwachungskompetenz noch düsterer aussehen lässt: Sowohl die Antworten der Mütter als auch die der Kinder, aus denen hervorgeht, dass ein großer Teil der kindlichen Fernsehrezeption im Beisein der Eltern geschieht, stehen in positivem Zusammenhang mit der Menge der konsumierten Gewaltsendungen. Aus Sicht der Forscher bedeutet dies: Die Mütter überwachen den Fernsehkonsum ihrer Kinder nicht nur mangelhaft, sie schauen sich sogar gemeinsam mit ihren Kindern gewalthaltige Sendungen an und erhöhen so die Gewalt-Rezeption ihrer Schützlinge. Das Forscherteam kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, das Medienverständnis der Familien sei äußerst mangelhaft: »[T]he American family has not seemingly specified a role for television in the process of family growth. It is just there. Always there. No one has decided what to do about it, or with it.«⁹⁷ Am Ende steht die Empfehlung einer umfassenden Medienerziehung von Eltern und Kindern, die – und das ist signifikant für das Projekt der moralischen Regulation – mit einer Forderung nach weitergehender Forschung verknüpft ist:

»One might propose to develop an educational effort for young people in terms of how to use the medium of television, and a second effort for parents. The books on raising children give little space (most give none at all) to the issue of the media. Yet television occupies a large portion of one's life space; it is absorbed without formal training in its use and offers few criteria for selecting among its offerings. Of course, the research necessary for indicating principles of television viewing remains largely undone.«⁹⁸

Diese und andere Forschungsergebnisse zusammenfassend und kommentierend, wählt auch Jack Lyle in seiner Einleitung des Bandes *Television in Day-to-Day Life* ganz deutlich das Vokabular der moralischen Regulation:

»With these findings in mind, it is difficult to be sanguine about the possibility that parents will accept the responsibility for undertaking a sustained program of directing their children's exposure to television, even if they do recognize the potential impact of the medium – good and bad – on their children. Giving the ubiquity of the medium, perhaps this is not only an unrealistic, but an unfair, expectation.«⁹⁹

Comstock/Murray (Hg.), *Television in Day-to-Day Life* (1972), S. 395-409, hier S. 397f.

97 Ebd., S. 407.

98 Ebd., S. 406.

99 J. Lyle: »Television in Daily Life«, S. 24.

Lyle macht damit auch ganz deutlich, welche Aufgabe der Forschung im Projekt der moralischen Regulation durch Mediengewalt zukommt: Die Forschungen sollen verhindern, dass Bewertungen der kindlichen Medienrezeption von Gleichgültigkeit geprägt sind. Ohne zu einem einheitlichen Ergebnis über die Wirkung von Gewaltdarstellungen auf kindliche Fernsehzuschauer kommen zu müssen, soll die Forschung ein Problembewusstsein wachhalten. Dies geschieht u.a., wenn sie durch ihre Forschungstechniken der Überwachung unzuverlässiger Probanden nachweist, dass die Selbstregierung des Mediennutzers perfektioniert werden muss, da diese mangelhaft ist, selbst wenn ein guter Wille besteht: »[D]espite uneasiness and intentions of mothers to guide the viewing of their young children, much of the viewing of even very young children is unsupervised, unmonitored.«¹⁰⁰

Im Auftrag des Advisory Committee finanziert das NIMH auch eine Untersuchung, die nicht nur den Mediennutzer an seine Verpflichtung zur Selbstregierung gemahnt, sondern die selbst einen Vorschlag darüber formuliert, wie das moralisierte Objekt, der kindliche Mediennutzer, am besten zu überwachen ist. Es handelt sich um eine Untersuchung, die ein Forscherteam um den Psychologen Paul Ekman durchführt. Ekman ist zu diesem Zeitpunkt schon für seine Forschungen zu facialen Emotionsausdrücken bekannt. Ähnlich wie bei Banduras Forschungen zur kindlichen Aggression wandert auch bei Ekman das Medium Fernsehen erst durch eine Verschiebung der Untersuchungsperspektive in ein vorhandenes experimentelles Setting hinein.¹⁰¹

Ekman setzt in seinem Experiment eine These voraus, die er, seiner Ansicht nach, in vorangegangenen Forschungen eindeutig bewiesen hat: Es sei möglich, über den Gesichtsausdruck einer Person deren Emotionen eindeutig und objektiv zu messen. Seit Anfang der 60er Jahre hat Ekman Beobachter aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten daraufhin getestet, ob sie aus Fotografien, Filmen und Videoaufzeichnungen von Gesichtern beurteilen können, welche emotionale Stimulation der Mimik vorausgegangen ist. Er stellt fest, dass die Probanden zu recht einheitlichen Ergebnissen darüber kommen, ob die gezeigte Person Ekel, Freude, Trauer, Wut, Überraschung, Glück oder Interesse empfindet.¹⁰²

In seiner Fernsehstudie verschiebt Ekman den Untersuchungsfokus auf die faciale Sichtbarkeit der Emotionen von Post-Diktion zu Prä-Diktion: Die Beobachter sollen nicht beurteilen, aus welchen Emotionen die

100 Ebd.

101 Vgl. Paul Ekman u.a.: »Facial Expressions of Emotion While Watching Televised Violence as Predictors of Subsequent Aggression«, in: Comstock/Rubinstein/Murray (Hg.), *Television's Effects*, S. 22-43.

102 Meike Adam vergleicht Ekmans Studien mit Lavatars Physiognomik und konstatiert einen »normativen Beigeschmack«. Dies.: »Symbol oder Symptom? Lesbarmachung des Gesichts«, in: Petra Löffler/Leander Scholz (Hg.), *Das Gesicht ist eine starke Organisation*, Köln: DuMont 2004, S. 121-139.

mimischen Expressionen resultieren, sondern Vermutungen darüber anstellen, welche sozialen Konsequenzen ein bestimmter Gesichtsausdruck hat. Ebenso wie Bechtel, Achelpohl und Akers arbeitet auch das Forscherteam um Ekman mit Videoaufzeichnungen von Fernsehzuschauern. Die überwachende Videokamera blickt aber hier nicht weitwinklig in den privaten Fernsehraum, sondern erfasst das Gesicht eines kindlichen Probanden in Nahaufnahme im Rahmen eines experimentellen Settings. Ekman führt seine Studie mit einem Teil der Versuchspersonen durch, deren medieninduzierte Aggression Liebert und Baron mithilfe von »HELP« und »HURT«-Buttons bestimmen.¹⁰³

Die fünf- und sechsjährigen Probanden werden einige Minuten alleine vor ein Fernsehgerät gesetzt und dürfen sich eine Kampfszene oder einen sportlichen Wettkampf ansehen. In der Wand hinter dem Fernseher ist eine Videokamera versteckt, die das Gesicht des Kindes währenddessen aufnimmt. Die spätere Auswertung der Videoaufzeichnung ist weit aus aufwendiger angelegt, als das Experiment selbst. Acht Gruppen von je 25 bezahlten Beobachtern werden um ihre Einschätzung der mimischen Expressionen gebeten. Nicht nur Ekmans Vorarbeiten zu Gesicht und Emotionen, sondern auch diese personelle Menge auf der Beobachterseite verlagern den Schwerpunkt des Experiments eindeutig auf die Praxis des Überwachens. Ekman geht es nicht darum, den Zusammenhang von visueller Gewaltrezeption und aggressivem Verhalten zu bestimmen. Diesen setzt er als evident voraus. Vielmehr ist er an adäquaten *Möglichkeiten der Vorhersage* interessiert, an Taktiken, mit deren Hilfe schon während des Rezeptionsprozesses bestimmt werden kann, ob ein kindlicher Mediennutzer auf die gesehene Gewalt aggressiv reagieren wird oder nicht.

Ekman und seine Co-Autoren berichten, in diesem Vorhersage-Test vereinfacht folgende Hypothese zugrunde gelegt zu haben: »[V]iewers who seem *happy* and *interested* when viewing violence might be expected subsequently to engage in more aggressive behavior than those who seem *unhappy*, *sad*, *disgusted*, *pained*, *afraid*, or *disinterested*.«¹⁰⁴ Für Jungen, allerdings nicht für Mädchen,¹⁰⁵ gelingt es dem Team, diese Hypothese zu bestätigen: Anhand des Gesichtsausdrucks eines kindlichen Fernsehzuschauers soll es also möglich sein, seine Anfälligkeit für Mediengewalt zu erkennen, vorherzusagen und – das bleibt die implizite Instruktion – rechtzeitig zu regulieren.

Das Experiment stellt Möglichkeiten der Überwachung zur Verfügung, bei denen die Position der bezahlten Beobachter für die Eltern des

103 Vgl. den Abschnitt *Von der Gewalttat zum alltäglichen Normverstoß*.

104 P. Ekman u.a.: »Facial Expressions«, S. 24 (Kursivierung im Original).

105 Dass weibliche Probanden nicht nur hier, sondern in vielen Studien der Mediengewaltforschung als Messproblem auftauchen (vgl. z.B. L. Eron: »TV Viewing Habits«), weil sich hier die Hypothesen nicht bestätigen lassen, wäre ein interessantes Thema für einen gendertheoretisch perspektivierten Blick auf die Forschung.

Kindes konzipiert zu sein scheint. Ekmans Fernsehstudie übt in diesem Sinne einen überwachenden Blick auf das fernsehende Kind, auf das Objekt der moralischen Regierung ein. Der psychologische Experte ermöglicht damit der paternalen Kontrolle des kindlichen Medienverhaltens eine Perspektive des Beobachtens. Die Videoaufzeichnung des Gesichts in der experimentellen Anordnung ist im Sinne Foucaults ein disziplinierender Zugriff auf den Körper des kindlichen Mediennutzers: Sie macht Differenzen in der emotionalen Reaktion auf ein Fernsehprogramm sichtbar und ist damit eine Technik der Individualisierung, die gewalttätige Mediennutzer von nicht-gewalttätigen unterscheidbar machen soll. Deutlich wird hierbei, dass Praktiken der moralischen Regulation nach wie vor mit Verfahren wirkungsstabilisierender Machtarrangements operieren. Das Expertenwissen der Mediengewaltforschung dient jedoch – und das verdeutlicht ihre Verortung in gouvernementalen Regierungspraktiken – nicht einer staatlichen Kontrolle über Mediengewalt; diese soll vielmehr im Privatbereich der Familie zum Einsatz kommen, dort, wo der überwachende Blick auf den kindlichen Mediennutzer im Alltag möglich ist.